This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HERMANN BAHR

Der Antisemitismus

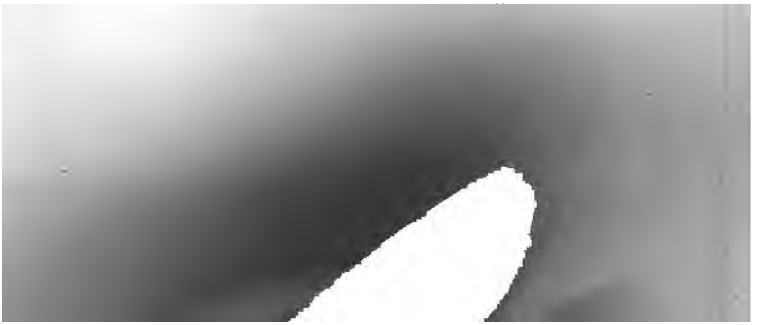
Ein internationales Interview

STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY

Der Antiſemitismus.

Von **Hermann Bahr** erſchienen im gleichen Verlage:

Die gute Schule. Ein moderner Roman. Geh. M. 3.—. gebd. M. 4.—.
Dora. Novellen. Zweite Auflage. Geh. M. 2.—.
Neben der Liebe. Wiener Sittenroman. Geh. M. 3.—.
Die häusliche Frau. Luſtſpiel. Geh. M. 1.50.



Interviews von Hermann Bahr.

Der Antiſemitismus.

Ein internationales Interview.

Von

Hermann Bahr.

Berlin.
S. Fiſcher, Verlag.
1894.

296
B151

8141

Meinem lieben Freunde

Dem kaiserlichen Rate

Dr. Emil Auspitzer.

Wien, September 1893.

Inhalt.

		Seite
1.	Friedrich Spielhagen	5
2.	Theodor Barth	11
3.	Auguſt Bebel	20
4.	Theodor Mommſen	26
5.	Guſtav Schmoller	32
6.	Paſtor J. Schmeidler	39
7.	Maximilian Harden	42
8.	Oberſtlieutenant v. Egidy	53
9.	Ernſt Häckel	62
10.	Adolf Wagner	70
11.	Prinz Heinrich zu Schoeneich-Carolath	79
12.	Heinrich Rickert	86
13.	John Henry Mackay	92
14.	Wilhelm Foerſter	100
15.	Alfred Naquet	102
16.	Jules Simon	108
17.	Anatole Leroy-Beaulieu	114
18.	Alphonſe Daudet	123
19.	Francis Magnard	130
20.	Arthur Meyer	137
21.	Edouard Pailleron	142
22.	Séverine	143
23.	Charles Morice	154

Seite

24. Cluſeret 158
25. Alejandro Sawa 168
26. Manuel Ruy Zorilla 175
27. Henri Rochefort 180
28. Sir Charles Wentworth Dilke 188
29. James Arthur Balfour 191
30. Henry Labouchère 193
31. Annie Beſant 194
32. Sidney Whitman 198
33. Timothy Healy 201
34. Paul Janſon 204
35. Edmond Picard 206
36. Buls 210
37. Henrik Ibſen 212
38. Björnſterne Björnſon 213

Ich fahre wieder einmal ein bischen in der Welt und horche die Leute aus, was sie meinen und sagen. Ich will sie jetzt über den Antisemitismus vernehmen. Nicht um Gründe für und gegen ihn zu sammeln, die billig und ohne Wirkung sind; sondern um in verwirrten Tagen ohne Zorn und ohne Liebe ein paar glaubliche Dokumente zu gewinnen, wie von dieser Frage wirklich die Gebildeten der verschiedenen Völker, der verschiedenen Staaten heute denken.

Es giebt viele Bücher über die Sache. Die einen sind gescheidt, die anderen sind dumm, aber keines trifft sie. Sie reden immer an ihr vorbei. Sie thun, als ob es Gründe und Beweise gelte. Aber ich glaube, es gilt vielmehr ganz was anderes.

Ich habe da meine besondere Meinung — ich dränge sie niemandem auf, aber vielleicht darf ich sie sagen.

Der Antisemitismus will nur sich selber. Er ist nicht etwa ein Mittel zu einem Zwecke. Der einzige Zweck des Antisemitismus ist der Antisemitismus. Man ist Antisemit, um Antisemit zu sein. Man schwelgt in diesem Gefühle. Es liegt an der Zeit, daß, um die welken und verwüsteten Nerven zu montieren, künstliche Reize begehrt sind. Den holden Rausch, den sonst der den Massen jetzt verlorene Glaube und die entwichenen Ideale gaben, sollen sie ersetzen. Die Reichen halten sich an Morphium und Haschisch. Wer sich das nicht leisten kann, wird Antisemit. Der Antisemitismus ist der Morphinismus der kleinen Leute.

Man will Leidenschaft, Schwung und Taumel, und ihre natürlichen Quellen sind erschöpft. Sie haben keine große Idee, kein sittliches Pathos, die die Wonnen der Begeisterung erwecken könnten. Und weil ihnen die Wollust der Liebe fehlt, versuchen sie es mit der Wollust des Hasses. Man muß nur selber einmal von ihr mit den eigenen Sinnen und Nerven gekostet haben, um ihr verführerisches Gift zu kennen. Wer gehaßt wird, thut im Grunde dabei nichts. Der Jude ist ihnen nur eben bequem. Die Franzosen haben dafür der Reihe nach zuerst den Preußen und dann den Juden und neuestens den Bankier gebraucht und es hat sich ihnen nicht um den Preußen und nicht um den Juden und nicht um

den Bankier gehandelt: es handelt sich immer nur um den Haß, um die starken Aufregungen, die er gewährt. Wenn es keine Juden gäbe, müßten die Antisemiten sie erfinden. Sie wären sonst um allen Genuß der kräftigen Erregungen gebracht.

Das scheint mir die Psychologie des Antisemitismus bei der Masse. Bei den „Führern" kommt wohl noch etwas dazu. Es giebt kein handlicheres Instrument des Demagogen.

Ich plauderte einmal mit Maurice Barrès und er begeisterte sich für Rochefort. Ich mußte über den seltsamen Bund des Schwärmers für Wagner mit dem Hetzer gegen Lohengrin lachen. Aber er verteidigte den Freund: „Glauben Sie mir, er schätzt die Würde und den Wert von Wagner so gut wie Sie oder ich; aber er findet nicht leicht etwas, das ihm besser die Massen in die Hand geben würde — wer die Massen meistern will, darf keine Gelegenheit der Leidenschaft versäumen."

Die antisemitischen Führer, denen es nicht bloß um das Geschäft zu thun ist, sind Prätendenten um die Gunst des Pöbels, die herrschen wollen. Sie möchten in ihrem kleinen Kreise so eine Art von Nietzsche'schen Übermenschen werden, die durch alle Mittel den Genuß der Macht erwerben. Es kitzelt sie, auf den Instinkten und Begierden der Massen wie auf beweglichen Tasten zu spielen, die ihrem leisesten Drucke gehorchen.

Das meine ich über den Antisemitismus und

meine deswegen, daß man mit Gründen gegen ihn nichts richten kann. Wer Antiſemit iſt, iſt es aus der Begierde nach dem Taumel und dem Rauſche einer Leidenſchaft. Er nimmt die Argumente, die ihm gerade die nächſten ſind. Wenn man ſie ihm widerlegt, wird er ſich andere ſuchen. Wenn er keine findet, wird es ihn auch nicht bekehren. Er mag den Rauſch nicht entbehren. Heilen könnte ihn nur ein edlerer Taumel, wenn den Maſſen wieder ein Ideal, ein ſittliches Pathos gegeben würde. Vielleicht iſt ſo der Sozialismus der einzige Arzt des Antiſemitismus.

Ich will alſo keineswegs den Antiſemitismus „widerlegen“, was tauſendmal geſchehen und immer vergeblich iſt. Ich frage einfach, mit welchen Empfindungen und welchen Antworten ſich die Gebildeten der verſchiedenen Nationen zu dieſer Erſcheinung im Volke ſtellen. Vielleicht giebt das für ſpäter einmal von der Verfaſſung des Geiſtes um 1893 ein ganz kurioſes Dokument.

1.

Friedrich Spielhagen.

An die lange, lange Straße, welche den Tiergarten umsäumt, lehnt sich die Hohenzollernstraße: breit, weiß und leer. Es hallt der Schritt, und nichts Menschliches ist zu vernehmen. Nur an der Ecke kauert ein verschrumpftes, dürres Weib und hält welke, gelbe Stengel feil, als ob es Blumen wären.

Ein Haus wie das andere, steif und strenge; alles ist so korrekt. Immer davor ein schmales Plätzchen hinter einem Gitter. Dahin werden im Sommer ein Baum, ein paar Rosen gestellt, und dann sagen sie stolz: Das ist bei uns so hübsch, daß jedes Häuschen seinen Garten hat, was doch in Wien fast gänzlich fehlt.

Im zweiten Stocke. Ich werde in ein Gemach geführt, das eine Mischung von guter Stube, Salon und Atelier ist. Bürgerlich nüchtern in seiner schlich-

ten, pedantiſchen Ordnung — und doch Chaiſelonguen und Cauſeuſen wie bei einer Dame — und in Büſten und Gemälden eine edlere Anmut. Wie das Heim eines beſſeren Bürgers in der Provinz, der eine trockene Arbeit hat, aber doch in müßigen Stunden gern das Schöne pflegt — eines gelaſſenen Verſtandes, der mit Maß und Weisheit bisweilen auch in Gefühlen billetiert. Fleiß muß ſich hier behaglich finden: für eine feinere Empfindlichkeit freilich, die nach erleſenen Senſationen lüſtern, wäre es nichts.

Straff und ſtramm, knapp und regſam, gerade und ſcharf iſt ſeine Art. Man möchte ihn für einen höheren Offizier oder etwa für einen preußiſchen Richter nehmen, dem die Zucht ſeines „Korps“ noch immer in den Gliedern ſteckt; eine disciplinierte Jugendlichkeit iſt in jeder Geſte. Es wundert mich, den mutigen Kämpfer für die Freiheit ſo ſoldatiſch, faſt ſagte ich: polizeilich zu finden. Das Weiche, ja Sentimentale ſeiner Bücher verhehlt ſein Weſen. Er iſt ſehr gaſtlich, aber ſelbſt ſeine Höflichkeit hat immer was Gemeſſenes und Strenges, wie auf Menſur die Sekundanten mit dem Unparteiiſchen verhandeln, mit großer Achtung, aber es bleibt etwas von ihrem ſtreitbaren Metier darin.

Ein hartes, ſtarres Profil. Er ſieht wie eine raſche Zeichnung aus, die nur das Charakteriſtiſche halten wollte; unentſchiedene, veränderliche Züge fehlen. Das Haar und das ſchmale Bärtchen auf der ſpröden Lippe kurz. Ich kann in dem Dunkel,

da draußen langsam schon der letzte Tag verscheidet, nicht gewahren, ob es grau oder von einem helleren Braun ist. Vom Dichter hat der nüchterne und kluge Blick hinter dem Zwicker nichts, sondern eher wie ein Staatsanwalt und Inquisitor blickt, der spüren will. Die Weitläufigkeit des Stils, den er schreibt, fehlt seiner gedrungenen Rede: er spricht knapp und eilig — die Worte, die zusammen gehören, rapid heraus, aber mit jähen Pausen zwischen den Sätzen, wenn ein neuer Gedanke beginnt, als ob er die logische Ordnung erst besinnen wollte — mehr, wie man diktiert, statt zu plaudern.

„Ich weiß nicht, Herr Doktor, ob Sie sich meiner noch erinnern — ich hatte vor Jahren —"

„Aber gewiß — in der „litterarischen Gesellschaft"! Wir sind ja alte Bekannte."

Wir setzen uns. Er reicht Cigaretten. Und ich bringe meine Bitte vor, mir über den Antisemitismus, was er von ihm denkt, zu sagen.

„Sehr gern. Ich fürchte nur — es wird nicht viel helfen. Gründe, Argumente und alle moralische Entrüstung vermögen gegen ihn nichts. Man hat es oft versucht, und es hat noch nie gewirkt. Von dieser — ich möchte sagen: psychologischen Seite ist er nicht zu fassen. Man müßte von der ökonomischen Seite kommen. Er ist eine ökonomische Frage und verlangt eine ökonomische Lösung. So lange man nicht die wirtschaftlich Schwächeren im Kampfe gegen die wirtschaftlich Stärkeren unterstützt, so lange der kleine

Mann der ökonomiſchen Macht unbarmherzig ausgeliefert wird, ſolange, wie ich es von Thüringen weiß (und das Gleiche wird aus Baden und aus Württemberg erzählt), dieſer ſchändliche Wucher herrſchen darf, wird alle Bildung und Kultur des Geiſtes gegen den Antiſemitismus nichts richten. Das namenloſe Elend, das der Wucher auf dem Lande . . .“

„Es giebt doch wohl auch chriſtliche Wucherer . . .“

„Ohne Zweifel — aber täuſchen wir uns nicht: die jüdiſchen ſind die Regel. Vielleicht weil die Juden durch ihre Begabung die wirtſchaftlich Überlegenen ſind, vielleicht weil ſie keine Skrupel haben, dieſe Überlegenheit auszubeuten — ich mag das nicht entſcheiden. Aber hier, in der wirtſchaftlichen Not, iſt die Wurzel des Antiſemitismus, und hier, mit der Erſtarkung und Geſundung der wirtſchaftlich Hinfälligen und Verſtoßenen, muß die Heilung beginnen. Er iſt eine rein ökonomiſche Erſcheinung. Alles das Religiöſe und Nationale an ihm iſt nur Maske und Schein.“

„Das ſagen die Sozialiſten ſo ungefähr auch . .“

„So nennen Sie mich meinetwegen einen Sozialiſten. Ich werde nicht widerſprechen. Ich bin es, je mehr ich über die Menſchheit und die Zukunft meines Volkes ſinne, immer bewußter und deutlicher geworden — wenn ich mich auch zu der Partei, die dieſen Namen trägt, wohl nicht bekennen darf, weil ſie mit der ökonomiſchen Reform, die notwendig

und unvermeidlich ist, allerhand leere und utopische Schrullen verquickt, die nur verwirren. Aber mit dem leichten, fröhlichen Manchestertum ist es vorbei, unwiederbringlich vorbei. Es war vielleicht Bismarcks größte That, daß er das erkannte und, wenn auch seine Kraft, wohl seine ganze Art zur Vollendung nicht mehr reichte, doch den neuen Weg gewiesen hat. Und wenn Sie nur denken — Altersversorgung, Invalidenversicherung und so weiter, sind wir denn nicht schon mitten im Sozialismus? Lassen Sie ihn nur gewähren und uns auf dem neuen Wege rüstig aufwärts steigen, und Sie sollen sehen, wie vom Antisemitismus bald keine Spur mehr ist. Ökonomisch muß man ihn lösen, weil er nichts als eine ökonomische Frage ist."

„Aber es giebt doch Antisemitismus, der mit der Ökonomie nichts zu schaffen hat — wie jener der Studenten zum Beispiel. Man kann nicht behaupten, daß der jüdische Student der reichere wäre . . ."

„Der reichere nicht, aber überlegen in der Konkurrenz und eine wirtschaftliche Gefahr für unsere faule, langsame Jugend. Der jüdische Student ist pünktlich im Kolleg, nimmt die besten Plätze und schreibt schon lange emsig mit, wenn der verdrossene Germane, der noch seinen Kater von gestern in den schweren Gliedern hat, endlich träge auch daher kommt, hinten auf den schlechteren Bänken sitzen muß und dem Vortrag mühsam kaum zu folgen weiß. Das rächt sich dann im Examen, wo der Jude mehr weiß, und das

beſſere Zeugnis kriegt — das rächt ſich im Leben, wo der Jude für alle Fälle geiſtig gerüſtet iſt."

„Sie ſprechen jetzt ſelber faſt wie die Antiſemiten, die auch den Juden an Intelligenz und Fleiß den Germanen überlegen ſchildern — was eigentlich die größte Schmeichelei für die Juden, aber nach meiner Erfahrung gar nicht wahr iſt."

„An Fleiß unbedingt — an Fleiß ſind ſie unbedingt überlegen. Auch an gewiſſen Gaben des Geiſtes. Nur für die ganz großen Dinge reichen ſie nicht. Die durchſchnittliche Intelligenz der Juden iſt der durchſchnittlichen Intelligenz der Germanen entſchieden über. Das Höchſte in den Wiſſenſchaften, in den Künſten bleibt ihnen freilich verſagt."

„Heinrich Heine . . ."

„Gewiß iſt Heine eine Höhe unſerer Litteratur, aber die neben den Gipfeln wie Goethe und Schiller doch nur gering erſcheint. Das iſt es ja gerade, was ich ſage."

„Spinoza —"

„Ich bin Spinoziſt ſo durch und durch, in allen Empfindungen und Gedanken, daß ich den Namen des Größten nur mit tiefer Ehrfurcht höre. Aber eine Ausnahme kann doch blos die Regel beſtätigen."

2.

Theodor Barth.

Ich quere durch den Tiergarten, vom Brandenburger Thor weg, an der lauten und patzigen Säule mit der unmäßigen Viktoria vorbei, die man gerne das bravſte Mädchen von Berlin nennt, weil ſie gar keine Verhältniſſe hat. Links drüben iſt die lange, lange Straße, auf die ſie hier ſehr ſtolz ſind, weil man an jedem Hauſe, wie es geziert und grell beladen iſt, gleich von außen merken kann, wie viel Millionen drinnen wohnen. Seine Nummer iſt ganz am Ende, die letzte der langen, langen Straße.

Die freiſinnige Partei ſchätzt Theodor Barth ſehr, weil er vom Schlage der arbeitenden Parlamentarier iſt, der immer ſeltener wird. Auf der Tribüne ſieht man ihn nicht oft, aber die Kommiſſionen kennen ſeinen Fleiß. Er hat das undankbare Teil gewählt, von dem die beglückwünſchten Redner lieber nichts wiſſen wollen: die harte Mühe der po-

litiſchen Geſchäfte. Man rühmt ſeine unerſchöpfliche, immer bereite Kraft. Die Bremer ſchwärmen noch heute für den einſtigen Sekretär ihrer Handelskammer, und die „Nation“, die er nun das zehnte Jahr leitet, hat er durch bedachte Sorge und findigen Eifer zum Liebling des bürgerlichen Geſchmackes gemacht.

Er iſt klein, unſcheinbar, und der ſchmale blonde Bart rahmt müde, erſchöpfte, faſt ein wenig ſchmerzliche Züge. Sie ſcheinen weich, ſchwank und veränderlich, und erſt wenn er ſich in der Rede ereifert, nehmen ſie eine faßliche Entſchiedenheit an. Er hat hinter den Gläſern, aus geröteten Lidern hervor, den taſtenden Blick der Myopen — Jules Lemaître fällt mir ein. Er ſpricht ſuchend, ſtockend, oft einen Gedanken zwiſchen den andern, Sätze durcheinander ſchiebend, und eine zaudernde Geſte, die ſich unentſchloſſen wieder verliert, ein leiſes Lächeln, eine halbe Frage endet gern die Rede. Es iſt kein Plaudern, es iſt auch kein Sprechen, es iſt mehr ein lautes Denken vor ſich hin.

„Der Antiſemitismus iſt eine Art Sozialismus der Junker . . . von den Junkern und für die Junker. Das Nationale und Religiöſe dabei iſt nur Hülle und Schein. Die kleinen Junker ſind durch die moderne Entwicklung in das Verderben gedrängt und dem Untergange beſtimmt. Sie vertragen ſich mit den Tendenzen der ökonomiſchen Entwicklung nicht, Ihr Verfall iſt unaufhaltſam. Natürlich ergeben ſie

sich nicht ohne Widerstand, sondern wehren sich nach Kräften, was freilich nichts helfen wird, weil der Drang der ökonomischen Prozesse unwiderstehlich, unüberwindlich ist. Daher ihr Haß gegen diese Entwicklung, die sie tötet — und der handgreiflichste Ausdruck dieser Entwicklung ist der Jude. Daher ihre heftige Begierde, sie um jeden Preis zu hemmen und gewaltsam zu verzögern, indem sie die Macht des Staates gegen sie mißtrauisch machen und auf die Seite der Vergangenheit bringen möchten — und das beste Mittel, die Macht des Staates von der Entwicklung abzuschrecken, ist wieder der Jude, die Hetze gegen den Juden. Es ist ganz natürlich, daß sie die Juden hassen, weil die Juden für sie gleichsam ein Symbol der verhaßten Zeit sind, die ihr Ende bedeutet. Es ist ganz praktisch, daß sie gegen die Juden hetzen, weil nur Aufruhr und Tumult im Pöbel die Macht des Staates vielleicht ängstigen und in der natürlichen Entwicklung beirren kann. Dann mag es ihnen doch am Ende gelingen, sich auf fremde Kosten wieder ein bischen weiter zu fristen, indem sich die Macht des Staates dazu hergiebt, sie aus den anderen zu bereichern — ihre Zölle, ihre Liebesgaben, die Steuerpläne des Herrn Miquel, der ganze Bimetallismus, den sie sich einfach als eine Reduktion aller Schulden zum Schaden der Gläubiger, als eine förmliche Seisachtheia denken, alle ihre „Reformen“ wollen sonst nichts, als sie aus den Taschen der anderen verköstigen. Dazu soll der Antisemitis-

mus helfen, indem er den Staat gegen die moderne Entwicklung bedenklich macht, ins Bockshorn jagt und seine erschreckte Macht wieder in ihre Dienste treibt. Die richtigen Catilinarier, die Aufruhr, Lärm und Verbitterung brauchen, um im Trüben zu fischen. Ob darüber der Friede des Landes verdirbt, ja selbst das Königtum, das sie doch immer im Munde führen, in Gefahr kommt, das ist ihnen pipe. Sie wollen immer nur den eigenen Vorteil. Sie brauchen Verwirrung, Unzufriedenheit und den Schein wachsender Empörung in den Massen. Darum hetzen sie die schlechtesten Elemente, verkommene Arbeiter, entlassene Beamte, Deklassierte aller Art, dunkle Existenzen —"

„Was Marx das „Lumpenproletariat" genannt hat —"

„Ja — das sind ihre Instrumente. Und für die Führung sorgen Demagogen von Beruf wie dieser Ahlwardt. Daran ist auch Bismarck schuld, mit der zügellosen Frivolität und der cynischen Unbedenklichkeit seiner Politik, daß derlei Leute jetzt überhaupt möglich sind. Ein Mann, der in jedem Prozesse der Verleumdung überführt wird — und durch jeden Prozeß wächst nur die Macht und der Eifer seiner Partei! Es ist heute bewiesen worden, daß von allen seinen Behauptungen und Klagen nichts, aber auch gar nichts, nicht ein Jota, nicht der Schein und Schatten eines Wortes wahr ist — der Mann macht ein ungemein vergnügtes Gesicht dazu, lacht uns

alle aus und wird auf der Straße mit einer Begeisterung, mit einem Jubel empfangen, wie nur Bismarck einst in den besten Tagen seiner üppigsten Popularität."

„Wie ist der Mann eigentlich — ich meine psychologisch?"

„Ich weiß selber noch nicht recht — vielleicht ein Fanatiker, gewiß ein Spekulant, beides durcheinander wunderlich gemischt, wahrscheinlich ein Kranker. Manchmal scheint er gerade wie von einer fixen Idee besessen, dabei von einem lächerlichen Wahn seiner Mission . . ."

„Ein Redner?"

„Keine Spur. Er faselt ganz leer und wirr, tausend läppische Dinge durcheinander — man weiß gar nicht, was er will. Es ist einfach ein Rätsel, was die Massen an ihm finden — außer die gemeine Lust an der Verleumdung, an der Niedertracht und am Skandal; der Pöbel will sich amüsieren, und nichts amüsiert ihn besser, als anständige Menschen verleumdet und beschimpft zu hören. Nun war man auch noch so unklug, ihn gerichtlich zu verfolgen — da erscheint er dem Pöbel erst gar als echter Märtyrer und Held. Alle Vernunft ist dagegen wehrlos und ohne Hilfe."

„Aber wie denken Sie denn, daß das weiterhin wird? Es kann doch nicht so bleiben!"

„Ja . . . das ist schwer zu sagen. Unter normalen Verhältnissen wäre es keine Gefahr. Wir sind schon mit schlimmeren Dingen fertig geworden.

Aber nun kommt noch dieſe heilloſe politiſche Situation, die niemals närriſcher verwickelt war. Stellen Sie ſich das nur einmal vor! Wir können uns im Sinne einer gedeihlichen Entwicklung einen beſſeren Miniſter als Caprivi nicht wünſchen; die Junker können für ſich keinen ſchlimmeren fürchten. Wir haben alle Urſache, ihn zu halten; ſie haben alle Urſache, ihn zu ſtürzen. Aber nun ſind wir, in der Militärvorlage, durch unſere Wähler gezwungen, gegen ihn zu ſtimmen, deſſen Fall niemand aufrichtiger als wir beklagen würde; und die Junker ſind gezwungen für ihn zu ſtimmen, deſſen Fall niemand dringlicher wünſchen kann als ſie. Es iſt unſere ſchlimmſte Niederlage, wenn wir jetzt ſiegen; und es iſt ihr beſter Gewinn, wenn ſie dieſesmal verlieren. Und um die Lächerlichkeit noch weiter zu treiben — es handelt ſich dabei für uns nicht einmal um ein Prinzip. Ein paar tauſend Soldaten weniger oder mehr — das iſt doch am Ende nur eine Frage des Maßes, die das Prinzip nicht trifft. Wir könnten, ohne dem Programme das mindeſte zu vergeben, ganz gut Konzeſſionen machen. Aber wir dürfen es nicht, weil unſre Wähler nicht wollen — und ſchließlich ſind es die Wähler, welche die Geſchichte bezahlen. Wir dürfen doch über ihr Geld nicht gegen ihren Willen verfügen. So iſt es gekommen, daß durch uns wahrſcheinlich ein Miniſter fallen wird, den zu erhalten unſere Partei das größte Intereſſe hätte, zur innigſten Freude der Konſervativen, die ihn gegen

uns zu verteidigen ſcheinen und doch ſeinen Sturz ſchon gar nicht mehr erwarten können."

„Das iſt eigentlich rieſig amüſant —"

„Ja, wenn es einen weiter nichts angeht, mag es wohl amüſant ſein. Für uns iſt es ſehr traurig, und niemand weiß Rat. Und man darf ſich zuletzt nicht wundern, wenn immer mehr gerade die Beſten und Edelſten der Nation ſich der Politik ſchon mit Ekel entfremden. Wir ſind heute ſo weit, daß man nur gerade aus Scham und Pflicht noch kandidiert und jeden, der nicht mehr gewählt wird, beneidet. Es wird einem alles verleidet, und mancher ehrliche Freund der Freiheit klagt ſchon das allgemeine Wahlrecht an."

„Es iſt merkwürdig: Franzoſen haben mir, als ich das letzte Mal in Paris war, oft das Nämliche geſagt."

„Es ſcheint eben international: den anſtändigen Leuten iſt die Politik vergällt, und ſie wird immer mehr ein Geſchäft der Spekulanten. Die können ſich freilich gar nichts beſſeres als ſolche Zuſtände wünſchen. Ihr Weizen blüht. Die Staatsbürgerzeitung hat durch die antiſemitiſche Hetze im letzten Quartal gleich dreitauſend Abonnenten gewonnen, und dieſes Quartal gewinnt ſie vielleicht noch mehr. Wenn einer ohne Gewiſſen nur den niedrigen Inſtinkten dient — das ſind die einzigen Leute, die jetzt mit der Politik zufrieden ſind."

„Sie ſehen ein bischen ſchwarz . . ."

„Wir haben auch alle Urſache. Die Zukunft iſt, wohin wir immer blicken, trübe, und es giebt eine einzige Hoffnung: das ſind die Arbeiter, das iſt der Sozialismus. Im Kampfe gegen den Antiſemitismus hat ſich der Sozialismus zuerſt als ein Faktor der deutſchen Kultur gezeigt, indem er allen Verlockungen widerſtanden und treu bei uns ausgeharrt hat. Und auf den Sozialismus muß man ſehen, wenn man wieder ein bischen Vertrauen und Zuverſicht gewinnen will. Die Sozialiſten ſind die verläßlichſten Hüter der Freiheit, die ehrlichſten Diener einer geſunden Entwicklung —"

„Na — ob nun gerade im Sinne der kapitaliſtiſchen Intereſſen —?"

„Ah ... wegen der gewiſſen ökonomiſchen Utopien? Die treten doch immer mehr zurück und werden mit der Zeit ganz platoniſch. Man verleugnet ſie nicht, aber ſie ſpielen doch praktiſch gar keine Rolle. Sie ſind jetzt nur noch ſo wie ein frommer Glaube an ein beſſeres Leben nach dem Tode. Den kann man ihnen ja laſſen, und ich habe es für einen groben, taktiſchen Fehler gehalten, daß Richter gerade jetzt neuerdings gegen ſie geſprochen hat. Das hat gar keinen Sinn und Zweck. In allen politiſchen Fragen ſind die Sozialdemokraten heute unſere natürlichen Bundesgenoſſen, und ich zweifle nicht, daß ſie mit der Zeit noch manches abſtreifen und ſich in eine radikale Arbeiterpartei verwandeln werden, die mit uns Schulter an Schulter kämpft. Wir können nichts

eifriger wünſchen, als daß ſie das nächſtemal ihrer 72 ſtatt 36, die ſie jetzt ſind, ins Haus kommen, und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß wir zwiſchen einem Konſervativen und einem Sozialdemokraten immer und überall den Sozialdemokraten wählen werden: denn nur mit ihrer Hilfe allein kann es gelingen, daß wir dieſe widrigen und ſchimpflichen Zuſtände doch am Ende glücklich überwinden und zwingen."

3.

August Bebel.

In der Großen Görschenstraße, ganz draußen, wo der Rest der Stadt schon verendet; die Häuser rücken auseinander, dürftiges Grün winkt, und das leere Land sieht herein.

Eine schmale, stille, helle Stube. Bücher und Schriften, an der lichten Wand schlichte Stiche und Schnitte von Demokraten und Sozialisten; das löwische Haupt des Marx schlägt die anderen; und wieder Schriften und Bücher. Eine freudige, beschauliche und sanfte Stimmung von unbekümmert treuer Arbeit.

Man vergleicht seinen Kopf gern dem Christus. Aber es ist ein sächsischer Christus, weich, schüchtern, fast ein bischen zimperlich. Die Frauen bei Ola Hansson haben solche müde, traurige Züge, welche durch tägliche kleine Leiden mehr als durch ein großes Schicksal erschöpft und verblaßt sind.

Er empfängt mich mit seiner stillen, guten Herzlichkeit. Es war in Paris, daß wir uns das letzte Mal sahen, 1889, beim sozialistischen Kongresse. Aber er ist nicht sehr erbaut, wie ich ihm sage, warum ich komme.

„Man macht mit den Interviews nicht immer die besten Erfahrungen. Leicht wird etwas falsch verstanden, und man kann doch nicht immer gleich berichtigen. Da bringen denn die Zeitungen mancherlei, das gar nicht stimmt, und es giebt Verdruß. Ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, wie man uns auf dem letzten Kongresse ernstliche Vorstellungen deswegen gemacht hat — es handelte sich um französische Journalisten; es wurde nicht gerade formell beschlossen, aber man meinte eben, wir sollten derlei künftig überhaupt lassen."

Aber allmählich kommt er doch langsam ins Plaudern. Er hat eine schlichte, bedächtige Art, die Worte aus sich zu holen, während er sinnend das Haupt ein wenig neigt. Es ist mehr wie ein Monolog mit sich selbst, den ich nicht stören möchte.

„Bei Ihnen hat man einmal gesagt — ich glaube, es war Kronawetter —: „Der Antisemitismus ist der Sozialismus des dummen Kerls." Das ist ein hübscher Einfall, aber er trifft doch die Sache nicht. Die eigentlichen Träger des Antisemitismus, das kleine Gewerbe und der kleine Grundbesitz, haben von ihrem Standpunkte aus nicht so Unrecht. Ihnen tritt eben das Kapital hauptsächlich in der Gestalt des Juden

entgegen. In Heſſen und anderen Teilen Südweſtdeutſchlands zum Beiſpiel, wo ich die Verhältniſſe kenne — da ſind die Hypotheken in den Händen der Juden und die Käufer agrariſcher Produkte auf allen Märkten ſind Juden. Dadurch erſcheinen alle ſchlimmen Wirkungen des Kapitalismus den Leuten immer in der Geſtalt des Juden, und da iſt es ganz natürlich, daß dieſe Schichten, die nicht gewohnt ſind, viel über das kapitaliſtiſche Syſtem zu grübeln, ſondern ſich an die Formen und Erfahrungen halten, in denen es ihnen gegenübertritt, dem Antiſemitismus verfallen. Das Kleingewerbe wird wiederum ſehr ſtark von der Konkurrenz der jüdiſchen Handelsgeſchäfte getroffen, ſo ſind die Kleider-, die Schuhwaarenläden, die Läden mit Manufakturwaaren ꝛc. faſt ausſchließlich in Händen der Juden und die Konkurrenz derſelben iſt für dieſe Schichten erdrückend. Bei den Offizieren und Beamten liegen andere Gründe vor. Ein großer Teil derſelben macht Schulden und der Kreditgeber iſt wiederum ſehr oft ein Jude. Daher ihr Haß gegen dieſelben. Die Studenten mögen wiederum die Juden nicht, einesteils weil ſie nicht ſelten ebenfalls im Schuldverhältnis zu ihnen ſtehen, andererſeits weil die Juden als Studierende oft fleißiger und als Raſſe wohl auch intelligenter ſind. Das hängt alſo alles mit den ökonomiſchen Zuſtänden mehr oder weniger zuſammen. Im Oſten, wo die Juden arm und oft Arbeiter, auch Bauern ſind, iſt es anders. Was an Juden zu uns kommt, iſt meiſt

ſchon der ausgeſuchtere Teil, es ſind die intelligenteren, die in der Konkurrenz die größeren Chancen haben. Und dann das nationale Moment — bei den Romanen fehlt das; die Spanier oder Italiener ſind weit mehr mit den Juden vermiſcht und können oft den Juden von ihrer eigenen Nationalität nicht unterſcheiden. Die Deutſchen erkennen den Juden leicht und betrachten ihn daher als Fremden, namentlich ſpielt bei geringer Geiſteskultur die Frage der Raſſe immer eine große Rolle. So kann man ſich den Antiſemitismus aus der Thatſächlichkeit der Verhältniſſe vollkommen erklären, wozu noch kommt, daß er von allerhand Leuten künſtlich gezüchtet und geſchürt wird."

„Ja, den Antiſemitismus würde das ſchon erklären, aber es erklärt doch den Zauber nicht, den Leute vom Schlage des Ahlwardt auf die Menge üben, mit Phraſen, die als Verleumdungen bewieſen ſind . . ."

„Ahlwardt hat nur den Einfluß, weil er der Schichte von Leuten, die ihm anhängen, im Fühlen und Denken gleich iſt. Seinem Anhang genügt es, wenn nur etwas Wahres an den Anklagen iſt. Und man kann nicht einmal ſagen, daß ſie Unrecht haben: denn etwas Wahres iſt bisher immer an ſeinen Geſchichten geweſen. Etwas Wahres war auch an den ſogenannten „Judenflinten"; es iſt gerichtlich erwieſen, daß Unregelmäßigkeiten vorkamen — wie überall; wer ſelber einmal Arbeiter oder Unternehmer war, wird das wiſſen. Ich habe zum Beiſpiel früher Thür-

klinken gefertigt, und da weiß ich, daß es vorkommt, daß ein Arbeiter mal die Bohrung verfehlt und es dann eben vertuscht. Also mit den Unregelmäßigkeiten hat Ahlwardt nicht gelogen, aber er hat sie weit übertrieben; auch treffen sie gerade Löwe nicht, der sich um das Technische nicht zu kümmern hatte. Das passiert Ahlwardt überhaupt, daß er mit seinen Enthüllungen ganz andere Leute trifft, als er treffen will. Jetzt ja auch wieder. Er hat noch nichts bewiesen, aber es wäre schon möglich, daß an diesen Geschichten etwas Wahres ist. Schließlich dürfte es aber kein Jude sein, der von ihm möglicherweise getroffen wird, sondern Miquel, der Liebling der Konservativen, den sie am liebsten schon als Reichskanzler sähen. So geht es ihm immer. Er ist ein konfuser Mensch, der sich der Tragweite seiner Handlungen nicht bewußt ist. Man kann, wie Lieber gestern richtig sagte, nur noch Mitleid mit ihm haben. Er redet ohne Sinn, verwirrtes Zeug. Was die Zeitungen über seine Reden bringen, klingt viel zu günstig. Wenn er redet, verschwindeu die Sätze, die allenfalls etwas sagen, in einem trüben Wust von Phrasen. Darum wird auch das deutsche Panama, wie man es genannt hat, sehr glimpflich enden. Die Dokumente, die ihm zugänglich sind, sind nicht in der rechten Hand, die aus ihnen was machen könnte. Die Geschichten sind obendrein alt; man kennt sie von Otto Glagau, Rudolf Meyer, von der Reichsglocke her. Aber es scheint, daß er durch den Besitz der Akten

manches beweisen kann, was jene nur behaupteten. Er spricht zum Beispiel von dem Briefe irgend eines Präsidenten aus Rumänien an Miquel, den letzterer zerrissen und in den Papierkorb geworfen hat, wo die Stücke dann von einem Diener gesammelt und zusammengeklebt wurden. Darin soll nun dieser Präsident den Empfang einer Summe bestätigen, die Ahlwardt als Bestechung ansieht. Weiter handelt es sich um die Hannover-Altenbecker Bahn, bei der die Kurse künstlich vor der Verstaatlichung getrieben wurden. Für alles das will er allerhand Dokumente haben. Ob er sie zu verwenden weiß, ist eine andere Frage. Er verzettelt alles. Was er bisher vorbrachte, vermochte er durch nichts zu beweisen. Aber unter seinen Leuten wirken solche Behauptungen deswegen doch. Man glaubt, daß doch etwas daran ist. Uns kann es nur recht sein, wenn sich die herrschenden Klassen unter einander bekriegen und alles Vertrauen wankt und der Ekel vor dieser Ordnung der Gesellschaft wächst. Wir sehen ruhig zu und warten."

4.

Theodor Mommsen.

In Charlottenburg draußen, hinter hellen Gärten versteckt. Da träumt die Marchstraße still vor sich; kaum daß es einmal leise aus den Glocken der Pferdebahn von drüben her verklingt. Da ist sein nachdenkliches enges Häuschen, das sich scheu von den anderen weg ein wenig seitwärts drückt.

Ich werde in einen kleinen Salon geführt. Schwere, ernste, dunkle Möbel; milde, tiefe Farben; nirgends Tand. Eine feierliche Freude kommt entgegen — wie wenn man in die Galerie des Grafen Schack tritt. Eine schöne volle Kopie nach Tizian und rings in Stichen die edelsten Wunder der Italiener, vom hageren Adel der Präfaeliten aufwärts, und die klugen, wunderlichen, herb verführerischen Frauen des Leonardo und die reife Gnade der Tizianschen Bella. So wandelt Schön-

heit hier vom ersten Wunsch zur reichlichsten Erfüllung.

Das Alter beugt ihn, und wie er sich mühsam schleppt, ein bischen unbeholfen und steif, von einer gezierten Höflichkeit, die aus der Mode ist, mit einer verlegenen und ratlosen Güte in den zaudernden Gesten, das giebt ein unsäglich rührendes Bild. Der schlaffe Leib ist in einen tiefen, schwarzen Rock, der sich mit weiten Falten bauscht, und das morsche Haupt in den hellen Schein versunken, den der lichte Kranz der weißen Locken giebt. Ein Schädel, der an Voltaire gemahnt, mit der langen, scharfen, spitzen Nase, den erloschenen und verblichenen Wangen wie in Bronze, und den dürren, fahlen, ohne Rast veränderlichen Lippen, die auf hämischen Spott zu lauern scheinen. So könnte das verdorrte, schiefe, runzelige, gravitätische und zerzauste Männchen wohl an so einen Professor der Fliegenden Blätter von der Laune Oberländers erinnern, und man möchte lächeln. Aber wenn er dann den Kopf hebt und dem Gaste seinen Blick giebt, da ist in den blauen Augen hinter der schmalen goldenen Brille ein solcher Zauber von Macht und Güte, daß man sich neigen muß.

Er setzt sich und verharrt, wie er spricht, unbeweglich und starr. Nur die langen, schmalen und verschrumpften Finger rasten nicht, indem er die Hand bald an die Stirne preßt, bald über die langen Strähne streift, bald unter das morsche Kinn schiebt

und immer in zitterigen Griffen über ſeinen ſtillen Körper irren läßt, der ſich nicht regt. Er ſpricht ganz leiſe, ziſchelt ein wenig und hat eine ſeltſame Art, gern die Lippen zu ſchnalzen und mit der Zunge über ſie zu wiſchen, wenn wieder ein paar Worte geſagt ſind.

Ich bringe meinen Wunſch vor, und warum wir gerade auf ſein Wort ſehr vertrauen, daß es wirken und helfen und reinigen wird. Er lächelt traurig. „Sie täuſchen ſich, wenn Sie glauben, daß ich da was richten kann. Sie täuſchen ſich, wenn Sie glauben, daß man da überhaupt mit Vernunft etwas machen kann. Ich habe das früher auch gemeint und immer und immer wieder gegen die ungeheure Schmach proteſtiert, welche Antiſemitismus heißt. Aber es nützt nichts. Es iſt alles umſonſt. Was ich Ihnen ſagen könnte, was man überhaupt in dieſer Sache ſagen kann, das ſind doch immer nur Gründe, logiſche und ſittliche Argumente. Darauf hört doch kein Antiſemit. Die hören nur auf den eigenen Haß und den eigenen Neid, auf die ſchändlichſten Inſtinkte. Alles andere iſt ihnen gleich. Gegen Vernunft, Recht und Sitte ſind ſie taub. Man kann nicht auf ſie wirken. Was ſoll man auch einem ſagen, der dem „Rektor aller Deutſchen“ folgt? Der iſt nicht mehr zu retten. Gegen den Pöbel giebt es keinen Schutz — ob es nun der Pöbel auf der Straße oder der Pöbel im Salon iſt, das macht keinen Unterſchied: Canaille bleibt

Canaille, und der Antiſemitismus iſt die Geſinnung der Canaille. Er iſt wie eine ſchauerliche Epidemie, wie die Cholera — man kann ihn weder erklären noch heilen. Man muß geduldig warten, bis ſich das Gift von ſelber austobt und ſeine Kraft verliert. Und das kann doch jetzt nicht mehr ſo fern ſein. Endlich muß ſich die Peſt ja doch einmal erſchöpfen, und über Ahlwardt hinaus, noch weiter kann ſie doch nicht mehr ſteigen. Vielleicht kommt jetzt langſam die Wendung zur allmählichen Beſſerung, Befreiung und Geſundung. Vielleicht verſchwindet der Wahn, der ſo viele Gemüter bethört und unſere ganze Kultur um hundert Jahre zurückgeworfen hat. Aber alle Gründe und die beſten Argumente helfen da nichts. Wer Gründen und Argumenten zugänglich iſt, der kann ja überhaupt gar kein Antiſemit ſein. Wer aber nur ſeinem wilden Haſſe gegen Bildung, Freiheit und Menſchlichkeit folgt, den werden Beweiſe nicht bekehren. Der Antiſemitismus iſt nicht zu widerlegen, wie keine Krankheit zu widerlegen iſt. Man muß geduldig warten, bis die im Grunde doch geſunde Natur des Volkes ſich von ſelber aufrafft und den faulen Stoff aus ſich wirft. Freilich kann man die Geſundung vielleicht beſchleunigen und fördern, wenn man ihr die Unterſtützung moraliſcher Kräfte gewährt. Und da habe ich lange ſchon einen Gedanken, der mir wirkſamer als Ihre Enquête erſcheint. Was ſoll man Ihnen neues gegen den

Antiſemitismus ſagen? Und wenn man etwas fände, was würde es nützen? Alle Mittel der Vernunft wirken da nichts, aber das Gewicht großer Namen, die Autorität würde vielleicht wirken. Den Einzelnen hört man gar nicht an, aber eine internationale Erklärung könnte ſich doch Achtung erzwingen. Wenn man einen kurzen Proteſt gegen den Antiſemitismus verfaſſen würde, der in ein paar Sätzen die bekannten Gründe wiederholte und von allen irgendwie bedeutenden Männern Europas unterſchrieben wäre, ob ſie nun zur Wiſſenſchaft oder zur Kunſt oder zur Politik gehören, von den geiſtigen Edelleuten aller Länder und Völker — das, denke ich, könnte ſeine Wirkung nicht verfehlen. Da wäre ich mit voller Begeiſterung dabei. Gerade Sie, als Öſterreicher, könnten es mit Erfolg beginnen: Sie haben ja das Glück, eine unverdorbene, an Geſinnung und Sitten vornehme Ariſtokratie zu beſitzen, welche ihren Namen verdient und ihre Traditionen ehrt und allen Verſuchungen des Antiſemitismus tapfer widerſtanden, ja nicht gezögert hat, ſich in das erſte Treffen des großen Kampfes für die Freiheit zu ſtellen. Sie könnten ſo für dieſen Proteſt manchen ſtolzen Namen gewinnen, von dem niemals ſeit Jahrhunderten der Ruhm gewichen iſt. Das

brächte am Ende vielleicht doch einen oder den anderen zur Beſinnung, und wenigſtens wäre unſere Ehre vor den Enkeln gerettet, wenn wir ihnen ein Dokument laſſen könnten, das alle Guten aller Völker im Bunde gegen die ſchimpfliche Krankheit der Zeit zeigt."

5.

Gustav Schmoller.

Ich muß, wie ich da in der großen, weiten Bibliothek seines Häuschens wieder vor ihm sitze, der einst mein Lehrer war, an das Wort des Marx denken: „Der Kleinbürger ist zusammengesetzt aus einerseits und andererseits.“ Das brauchten wir damals im Scherze gern für ihn und freuten uns, wie bedächtig und behutsam er jede Sache zu wenden und zu deuten wußte, bis jedesmal am Ende sich Für und Gegen glich und man die Entscheidung noch etwas verschieben mußte, weil die Frage augenscheinlich noch nicht reif war. So haben wir bei dem Meister der historischen Nationalökonomie sehr viel gelernt, bis wir zuletzt gar nichts mehr wußten.

Diese „historische Methode“ gab es ja schon vor ihm. Ich glaube, Hildebrand ist in Deutschland ihr Vater, und als man die steife Algebra der britischen

Ökonomen verließ, mußte sie gedeihen. Aber er wurde der erste Virtuose der neuen Lehre zum politischen Gebrauche, indem er, was sie jeder Partei empfehlen mußte, an den heikelsten Problemen des Tages bewies, daß sie ein rechter Advokat für alles ist, der gegen jedes seiner Argumente gleich ein ebenbürtiges Argument hat. Das ist doch ungemein nützlich, während es mit den unabänderlichen Gesetzen der exakten Dogmatiker leicht Verdruß giebt. Historisch kann man sich, wie es gerade besser paßt, entscheiden und ist für die Zukunft nicht gebunden, weil doch immer wieder neue Urkunden, Gewerbeordnungen, Stadtbriefe ein neues Licht bringen, das die Dinge wieder anders zeigt.

Wer im Staate vorwärts, aufwärts wollte, ging zu ihm, und er wurde der gefeierte Lehrer. Wer im Staate oben war, liebte seine immer verwendbare Meinung und er wurde Staatsrat. Die „historische Methode“ hat sich bewährt.

Und nun sitzt er nach Jahren wieder vor mir, ganz wie damals, in den weichen, schlaffen, bauschigen Kleidern, die ihm was amerikanisch Lässiges geben, mit der langsamen, milden, wie in Pantoffeln gleitenden Rede, in der behaglich und breit die schwäbische Zunge zischt, mit der strengen, von Fleiß und Mühe zerknitterten Miene, die immer durch das spöttische Spiel der winzigen, flinken und verrucht amüsierten Äuglein gegen allen Respekt gestört wird — es ist ein loser Schalk in diesen kleinen, warmen braunen

Blicken, der zu den feierlichen Sätzen, die der Staatsrat ernst erwägt, ungezogen die wunderlichsten Glossen schlägt und ohne Ehrfurcht die Gelehrsamkeit am weißen Barte zupft.

Er ist von meiner Bitte nicht sehr erbaut und schweigt nachdenklich eine Weile. Dann hebt er langsam den Kopf ein wenig, den er hörend neigte, sieht schmunzelnd auf mich, streicht, um den Spott an den feinen Lippen zu decken, mit der Hand über den langen weißen Bart, den er biegt und nachdenklich in den Mund steckt, und es huscht lustig aus den klugen Sternlein, als ob er ja schließlich niemandem sein Gewerbe stören wollte, und er beginnt. Er beginnt jeden Satz mit „Vielleicht"; für „Nicht" wird „Kaum" gesagt und „Etwa" darf nicht fehlen. Wenn er es manchmal vergißt, so hört man es doch immer aus dem Tone.

„Ich kann Ihnen eigentlich wohl kaum etwas neues sagen — Sie finden meine Stellung zur Judenfrage in meinem Aufsatze über Lasker („Zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart") erörtert; über die eigentliche Grundfrage des Zusammenwohnens verschiedener Rassen werde ich demnächst wohl mal mich öffentlich aussprechen. Diese Frage, ob verschiedene Rassen mit Vorteil oder nur mit gewissen Nachteilen und Gefahren einen Staat bilden, durcheinander wohnen, verkehren, sich vermischen können, ist von der Wissenschaft noch lange nicht genug erforscht und erörtert, um ein ab-

ſchließendes Urteil zu geſtatten. Daß das Durcheinanderwohnen, die Miſchung und Kreuzung von Raſſen, welche phyſiſch, geiſtig und moraliſch ſehr weit von einander abſtehen, ſchwere Gefahren für Staat und Kultur bringen muß, ſcheint wohl unzweifelhaft. Führt doch Hehn den Niedergang Roms in den Jahrhunderten der Kaiſerzeit darauf zurück; haben doch die älteren indiſchen Kulturſtaaten deshalb die ſchroffſten Verbote des Connubiums, die ſtrengſte Scheidung der Raſſen angeordnet. Was aber die Juden betrifft, ſo wäre zweierlei zu unterſuchen: 1. ob ihre Zahl eine zu große ſei, um ſie zu verdauen und zu aſſimilieren, und 2. ob Germanen und Semiten von einander wirklich in einem ſolchen Maße verſchieden ſind, daß die Miſchung ungünſtig wirkte. Bei einem mäßigen Zuſatze und bei einem geringeren Grade von Verſchiedenheit kann ja die Miſchung auch große Vorteile bieten, und die Juden haben gewiß manche Eigenſchaft, deren Aufnahme in den Volkscharakter, in die Sitten und Gewohnheiten für die Indogermanen wünſchenswert erſcheint. Aber theoretiſch muß daran feſtgehalten werden, daß unter Umſtänden eine Raſſe und ihre Kultur durch zu ſtarke Beimiſchung fremder Raſſenelemente ernſtlich bedroht werden kann, und daß dann an den Staat die Pflicht tritt, auf Maßregeln zu ſinnen, die das abwehren ſollen. Kulis, Chineſen, Neger und derlei allzu entfernte von unſerem körperlichen und moraliſchen Habitus zu

weit getrennte Raſſen dürfen ohne Zeifel nicht und zumal nicht in zu großer Menge zugelaſſen werden, und ſo kann man wohl unter Umſtänden auch für eine Beſchränkung der Einwanderung aus dem Oſten plaidieren — nicht bloß gegen die öſtlichen, aus Polen und Rußland kommenden Juden, von denen es denn übrigens noch nicht einmal feſtſteht, ob ſie denn überhaupt Semiten und nicht vielmehr Tartaren ſind, ſondern ebenſo ſehr auch gegen die Invaſion ſlaviſcher Landarbeiter mit einem ſo viel niedrigeren standard of life.

Was die Judenemanzipation betrifft, ſo ſtehe ich auf dem Standpunkt, daß Menſchen mit einer von der unſrigen zu weit abſtehenden Moral als gleichberechtigte Staatsbürger nie zugelaſſen werden ſollten. Wenn ich die Gleichſtellung der Juden billige, ſo thue ich es nicht, weil ich ein Anrecht alles deſſen, was Menſchenantlitz trägt, hierauf zugebe, ſondern weil ich glaube, daß die ſittlichen Grundlehren der Rabbiner und der chriſtlichen Paſtoren heute unter dem Einfluſſe der Philoſophie des 18. Jahrhunderts wohl ſo ziemlich ähnliche oder gleiche ſeien. Aufzuheben iſt dieſe Gleichberechtigung natürlich in unſeren mittel- und weſteuropäiſchen Kulturſtaaten heute nicht. Man muß nur ſuchen, die Aſſimilierung der verſchiedenen Raſſenelemente zu fördern durch eine einheitliche Bildung und durch Verſtärkung der einheitlichen Elemente in Sitte und Moral. Es handelt ſich in

dem Assimilierungsprozeß darum, den äußeren Anstand und den Frieden aufrecht zu halten, nicht zu hetzen, die guten Elemente des Judentums gut, die schlechten schlecht zu behandeln, das heißt, sie als Einzelne je nach ihrer Person, nicht als Stand, als Klasse zu behandeln. Ich habe mich stets bemüht, den anständigen und talentvollen Juden als gleichberechtigt und voll zu behandeln, ihn zu fördern, wo es gerecht war, zu begünstigen, aber auch die schlechteren Elemente, hauptsächlich die, welche nur durch eine gewisse Findigkeit, Pfiffigkeit, Beweglichkeit und Frechheit sich auszeichnen, abweisend zu behandeln. Erschwert wird der Assimilierungsprozeß durch die Empfindlichkeit der Juden, die sich alle solidarisch und, wie man an einen von ihnen, an irgend eine von einem Juden begangene Schlechtigkeit rührt, sich gleich alle getroffen fühlen. Das verzögert eine unbefangene Erörterung der Frage, in die sich dann auch noch gewisse soziale und wirtschaftliche Momente mischen. Unsere haute finance und Börsenwelt ist fast durchaus jüdisch, ebenso die kleinen ländlichen Kreditgeber, die Viehhändler und Viehversteller ꝛc., und daß in diesen Kreisen manche Ungehörigkeit, manche Räuberei vorkommt, müssen Sie als einstiger Sozialdemokrat ja wissen und zugeben."

„Ich glaube nur nicht, daß der arische Kapitalist irgendwie sympathischer ist als der semitische."

„Vielleicht doch — oder er wird wenigstens von dem arischen Arbeiter sympathischer empfunden, weil

er doch immer ein gewisses verwandtschaftliches Gefühl für sie behält, das den Juden fehlt, und darum auch wohl mit einer größeren Schonung, mit einer geringeren Härte zu verfahren eher geneigt ist. Das muß auch berücksichtigt werden. Aber das Entscheidende bleibt die Rassenfrage, die wohl eine gründlichere Untersuchung und Erforschung verdient, als sie bisher erfahren hat."

6.

Pastor J. Schmeidler.

Ich warte in einer schmalen, stillen Stube, die scheue, graue Farben und eine dürftige Behaglichkeit hat. Ein Schreibtisch, ein Sofa, ein Lehnstuhl, Schränke, eine große Büste Luthers, kleine von Goethe und Schiller, ein Glaskasten mit Schmetterlingen und Käfern. Es dauert eine Zeit, und ich höre nebenan, ohne zu verstehen, den Wechsel zweier Stimmen, einer ängstlichen und ratlosen, die fragt, und einer tiefen, weichen, milden, die tröstet nnd hilft. Draußen geht die Klingel oft. Es ist knapp vor Ostern, und da häufen sich die Sorgen des Predigers, der von den Kindern seiner Pfarre mit herzlicher Liebe verehrt und recht wie ein schlichter Heiliger gehalten wird, der für jede Not der Seele immer Rat und Zuspruch hat.

Der mit der kläglichen, beladenen und suchenden Stimme scheidet. Ich komme in ein großes, weites

Gemach mit vielen Büchern und Schriften auf Pulten und Stellen, und darüber sind strenge, feierliche Stiche, die Frömmigkeit und Schönheit geben. Der Pastor ist ernst und milde. Die dantesken, scharfen Züge durch eine stille Güte verklärt, und der weiße Bart, die weißen Locken rahmen einen hellen Schein um die sanfte, gelassene Miene.

Ich bringe meine Bitte vor und er will sie erfüllen. Er ist immer bereit, zum Frieden, zur Versöhnung zu wirken. Nur jetzt im Drange der österlichen Pflichten kann er mich nicht hören, mir nichts sagen, und er will mir lieber einige Zeilen senden, die seine Meinung deutlich verkünden.

Er hat mir dann diesen Brief geschickt:

Berlin, den 4. April 1893.

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihren Wunsch, meine Stellung zum Antisemitismus mit ein paar Sätzen zu kennzeichnen, kann ich nur erklären, daß ich weder vom christlichen noch vom nationalen Standpunkt aus jemals Veranlassung gefunden habe, die Juden als solche zu bekämpfen, und daß ich in der Bildung einer politischen Partei mit dieser Tendenz immer nur eine Verirrung sehen kann, hinter der ich andere Ursachen argwöhne. Als Christ kenne ich nur das wirklich Gute oder Böse, als Staatsbürger nur das Gesetzliche oder Ungesetzliche. In der Behauptung, daß gewisse Formen des Bösen im sozialen Leben mit dem Judentum

als ſolchem zuſammenhängen, kann ich bis jetzt nur die unzuläſſige Übertragung einzelner Beobachtungen auf das Ganze erkennen, würde aber auch, wenn dieſe Behauptung beſſer begründet wäre, als ſie es bis jetzt iſt, dafür eine hiſtoriſche Betrachtung verlangen, die zugleich andere Mittel der Gegenwirkung an die Hand geben würde als den Antiſemitismus. Eine ſtrenge Prüfung der im Judentum etwa vorhandenen Schäden erwarte und verlange ich vornehmlich von dieſem ſelbſt.

Dies meine prinzipielle Stellung zu der Frage in der mich meine perſönlichen Erfahrungen in mancherlei Berührungen mit Juden und namentlich auch mit zahlreichen Proſelyten, deren Übertritt ich immer nur nach längerem Verkehr vermittelt habe, bisher nur beſtärkt haben.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenſt

Schmeidler, Prediger.

7.

Maximilian Harden.

1861 geboren; 1881 ein kleiner Mime ohne Glück und Hoffnung; 1890 ein Recenſent in Wochenſchriften, auf den die Kenner zu merken beginnen; 1891 der gehaßte Spötter von Berlin; 1892 der einzige Journaliſt der Deutſchen im europäiſchen Stile; 1893 der Freund des großen Kanzlers und der Sieger im Prozeſſe um die „Erziehung“ des Monarchen. Eine ganz hübſche Karriere. Es verlohnt ſich wohl, von dem Manne, mit dem Manne zu reden und ſeine Wandlungen, Entwicklungen zu erzählen.

Als ich 1890 nach Berlin kam, war es dort wunderlich. Sie ſtritten mit Geſchrei und gierig gegen und für die „neue Kunſt“, und heftige Verſuche, die Lyrik, das Drama, den Roman zu erneuern, gelangen. Aber die Kritik wurde von dem jungen Schwunge vergeſſen, rückte nirgends vorwärts und

blieb ungeſtört in der Schablone, patriarchaliſch bei den einen, die ohne Sinn und Grund und Zweck, immer mit dem gravitätiſchen „Wir“, rechte Paſchas, bald gnädig ermunterten, bald ſtrenge warnten, vermeintlich ironiſch bei den andern, die ohne Achtung nur witzelten und nach dem billigen Ruhme der Amuſeure geizten, oder gar magiſterlich bei ſteckengebliebenen Privatdozenten, die unveränderlich jeden Tag das Dogma aus dem Seminar irgend eines Germaniſten wiederholten. Nur in zwei Wochenſchriften, der Nation mit dem Namen M. Kent, der Gegenwart mit dem Zeichen M. H., gab es Beſprechungen der Bühnen, welche eine moderne Note hatten und ſich von Jules Lemaitre, Anatole France, Octave Mirbeau nicht zu ſehr entfernten. Dieſer M. Kent und M. H. war ein unbekannter Jüngling ohne Adah, der die Cliquen mied, und wer nach ihm forſchte, konnte von ſeinem Talente Gutes hören, das nur leider ſtörriſch ſei und, weil es ſich in kein Herkommen ſchicken wollte, ſeinen Weg verfehlen würde. Das waren die Anfänge Maximilian Hardens.

Gegen das Herkommen war ſeine Weiſe freilich, und wer ſie an den üblichen Forderungen maß, mußte ſich entſetzen. Er „richtete“ nicht nach den verläßlichen Normen einer unwandelbaren Äſthetik, citierte keinen Ariſtoteles noch Leſſing, als höchſtens, um ohne Ehrfurcht ihn am Barte zu zupfen, den würdigen Frenzel, folgte keiner „Schule“, verkündete keinen

„ismus“, und oft wußte der gute Publikus, der doch in Berlin intelligent ſein muß, am Ende von vier Spalten gar nicht, ob es denn eigentlich gelobt oder getadelt war. Er hatte für die Werke der Künſtler nicht einmal, wie Georg Brandes von ſich ſagt, den Eifer des Botanikers für Pflanzen, die er beſtimmen und in Klaſſen bringen möchte. Er war ohne Heil der critique subjective et personelle ganz verfallen, die den alten Ferdinand Brunetière ſo kränkt. Er ſprach eigentlich gar nicht von den Künſtlern und ihren Werken, die er „kritiſierte“, ſondern ſprach vielmehr gelegentlich dieſer Künſtler, dieſer Werke immer nur von ſich ſelbſt und immer nur ſich ſelbſt wollte er in den Recenſionen geſtalten, wie ſich ein anderer in Gedichten, Dramen, und Erzählungen geſtaltet. Er behandelte das Thema, wie Goethe in der „Italieniſchen Reiſe“ jenes Land und jenes Volk behandelt, die er nicht ſchildert, ſondern als Gelegenheit braucht, als Reiz und Stoff zugleich, ſich ſelber auszudrücken, die eigene Sehnſucht und das eigene Glück und alles Erlebnis der Nerven und Sinne. So war er recht der gute Kritiker nach der Formel des Anatole France: „Le bon critique est celui qui raconte les aventures de son âme au milieu des chefs-d'œuvre.“ Nur daß es gerade nicht immer chefs-d'œuvre waren, welche die Abenteuer ſeiner Seele beſtimmen. Aber dafür mochte er ſchließlich nichts können.

Die Berliner wurden von dieſer lyriſchen Kritik

sehr verdutzt und wußten sie gar nicht zu deuten, aber weil sie sie amüsierte, nahmen sie ihn nicht ernst: sie wollen, wenn sie respektieren sollen, ge langweilt sein. Er kümmerte sich wenig, und jede Warnung der erschreckten Freunde, daß er es zu keinem Paul Lindau bringen würde, drängte den Trotzigen nur noch weiter. Es waren die wunderlichsten Referate vom Theater, die man erdenken kann, oft mehr Gedichte in Prosa, oft höhnische Satieren und hänselten dazwischen das letzte Ereignis, zeichneten von der Straße, aus dem Salon Karrikaturen, und streiften tausend Dinge, wie es der Laune just gefiel, und wurden so unter der Hand von selber, ohne daß er es geplant und recht besonnen hätte, zur Causerie, welche die Franzosen chronique nennen. Er begann, ohne erst eine kritische Gelegenheit zu erwarten, die Ergebnisse der Woche zu glossieren, der Recensent wurde zum chroniqueur, und es kamen die berühmten Aufsätze des „Apostata“*), welche den „Kaiserhof“ und bald die ganze Stadt begeisterten und empörten, wie kein deutscher Journalist zuvor begeistert und empört hat.

Eine Zeit machte ihm das Spaß. Es machte ihm Spaß, alle Mittel dieses Gewerbes zu erlernen, alle technischen Kniffe und Ränke, welche die tägliche Übung der Albert Wolff, Emile Blavet, Henri

*) Gesammelt in zwei Bänden. Verlag von Georg Stiele, Berlin.

Fouquier gebildet hat, welchen er ſich an leichter Grazie und frecher Verve bald getroſt vergleichen durfte. Es machte ihm Spaß, wöchentlich allerhand Größen zu zauſen und das tödliche Wort zu feilen, das der Refrain der nächſten acht Tage wurde. Aber auf die Dauer konnten ſeinen unter allem heiteren Schein doch immer ſtrengen und wahrhaften Trieben die künſtlichen Scherze dieſes esprit fabriqué nicht genügen, und auf die Dauer konnte auch, weil in Berlin, das unverbundene Gruppen hat, die Geſellſchaft und das mondaine Leben fehlen, der erſchöpfliche Stoff nicht reichen, und er merkte die Gefahr, bald nur noch für irgend eine Clique, für ein Café, für einen Tiſch zu ſchreiben, die allein ſeine ſonſt geheimen Anſpielungen verſtehen könnten. Er brauchte ein Thema, das jeden Deutſchen im Gemüte traf: ſeine chronique wurde politiſch.

Er nahm die Politik, wie der Maler die Farben nimmt, weil ihm da oben in der Ecke noch ein heller Fleck zur Wirkung fehlt, wie der Dichter einen Gedanken nimmt, weil ſein reicher Klang den Rhythmus trägt, wie der Turner eine Stange nimmt, ſeine geſchmeidigen Kräfte an ihr zu zeigen. Sie bot ihm die beſten Effekte. Er ſucht einen geläufigen Stoff und geläufiger war nichts als die unberatenen Experimente des jungen Kaiſers, der lärmend Ruhm begehrte.

Der politiſche chroniqueur iſt immer polemiſch und immer in der Oppoſition. Er muß es ſein. Die Technik verlangt es. Man kann in dieſem

Metier ſonſt nicht wirken. Das Jaſagen bietet dem Witze nichts und der raſcheſte Geiſt wird in der Verteidigung lahmen. Wer für eine Sache iſt, laſſe von der chronique.

Es war keine Frage, daß er in die Oppoſition mußte. Es war nur die Frage in welche. Er konnte ſich zu den Demokraten oder den Sozialiſten geſellen, und es ſchien in der That eine Zeit, als wollte er ein zweiter Mehring werden, nur beweglicher und friſcher als dieſer achtbare Stockfiſch der radikalen Verneinung. Aber er war doch ſtärker, eigener, und der Stärke in der Eigenheit bewußter, als daß er der Schablone einer Partei erliegen konnte, und hatte von den Menſchen, von den Dingen ein perſönliches Gefühl, das ſich nicht in die vorbereiteten Phraſen der politiſchen Dogmen ſtecken ließ. Er mußte, um aus ſich zu wirken, in die Oppoſition; aber er durfte, um ſich nicht zu verlieren, in keine Partei. Er brauchte eine Oppoſition für ſich, die keinem anderen, als ihm allein gehörte, die ihn gegen die Regierung und gegen alle Parteien ſtellte, und die doch keine Schrulle, ſondern eine Geſinnung war. Und er hat, indem er eine ſolche Geſinnung fand, ein neues Verhältnis zur Politik gefunden: er hat die Oppoſition von oben erfunden.

Es gab vor ihm bei uns ſonſt nur die Oppoſition von unten. Es hieß gegen die Regierung: „Du, Regierung, willſt das, weil es dir nützt; aber ich, Partei der Bauern oder Bürger, muß es, weil

es mir ſchadet, beſtreiten." Man ſetzte den eigenen gegen den Vorteil der Regierung. Aber jetzt erklärte er vielmehr: „Du, betrogene Regierung, willſt, was dir ſchadet, und ich muß es, weil ich dir helfen will, mit meinem beſſeren Verſtande beſtreiten." Er ſetzte den wahren gegen den vermeintlichen Vorteil der Regierung. Er maß ſie an ihren eigenen Bedürfniſſen und Wünſchen. Er richtete, wie ein König-Vater unerzogene Prinzen richtet, welche noch, von falſchem Schein bethört, die Pflichten des Hauſes verkennen. Da war es, wo er ſich mit Bismarck treffen mußte, dem ein in Herrſchaft verbrachtes Leben keine andere Kritik ließ, und da war es, wo er ſo hart auf den Kaiſer ſtieß, der den Erzieher gerade am wenigſten, jeden hämiſchen Spötter lieber vertrug.

Er hat, unter den kurzen, krauſen, engen Locken, noch immer die nackte, glatte Miene des Schauſpielers. Er gleicht dem Kainz ein bischen; nur daß die feinen, empfindſamen Züge noch veränderlicher, flüchtiger und nervöſer ſind. Jeder Gedanke wechſelt ſie, und gleich entgleiten ſie wieder, und wer forſchend ihre Zeichnung faſſen, halten möchte, hat immer das Gefühl, als würde das geängſtigte Geſicht ſich eben vor einer Sonne blinzelnd verſchließen. Um den Mund, von dem das ſchmale Kinn weich und müde fällt, iſt Trotz und Spott und unter der immer zornig gerunzelten Stirne hervor blickt er gern wie ein gekränkter Knabe, der noch nicht recht weiß, ob er

weinen oder toben ſoll, verdrießlich und in Not, daß man ihm keine Ruhe giebt und er ſich immer wehren muß, während er lieber gut ſein und ſpielen möchte. Er hat etwas von einer Frau, in den ungleichen, jetzt ſcheuen, jetzt heftigen Geberden, in den dünnen, trippelnden Schritten, in der ſanften, milden, artigen Stimme, welche ohne Arg die ſchlimmſten Dinge zirpt. Man muß ſich hüten und weiß ſelten gleich, wie er es meint, weil er immer ſeinen ſtrengen und ſachlichen Blick bewahrt, und kaum um die leiſen Lippen raſchelt's verräteriſch, und wo eigentlich die Ironie endet, kann er wohl oft ſelber nicht ſagen.

Wir ſitzen vor dem Café Bellevue, das auf den Leipzigerplatz ſieht. Ich interviewe andere lieber — man iſt bei ihm nicht ſicher: er interviewt am Ende zurück. Er hat auch nicht die ſo bequeme Ordnung des gedrillten Geiſtes, in den man nur oben, wie in einen Automaten, eine Frage zu werfen braucht, um mit dem nächſten Rucke unten gleich die prompte Antwort zu empfangen, ſondern iſt ein Vagabund der Plauderei, der gern vom Wege ſchweift, ob nicht auch im Walde nebenan was iſt.

Ich erzähle ihm den Plan des Interviews, und was Mommſen geſagt hat, von dem ich eben komme: daß er den Antiſemitismus mit der Cholera verglichen hat.

Er lacht ſpöttiſch ein wenig: „Übrigens — bleiben wir einmal bei dem Bilde. Es kann uns dienen. Er hat ja recht: der Antiſemitismus iſt ja

wirklich eine sehr schmutzige und häßliche und gewiß keine normale und gesunde Erscheinung. Aber er ist nun eben einmal da — es fragt sich nur: wie kriegen wir ihn wieder weg? Ist es vernünftig, wenn die Cholera herrscht, sich auf den Markt zu stellen, gegen die Krankheit als eine Schande der Menschheit zu predigen und entrüstet zu verkündigen: Schmach und Schimpf über jeden, der die Cholera hat? Glauben Sie, daß das die Cholera besonders genieren wird? Glauben Sie, daß moralisches Pathos helfen und heilen kann? Mit Klagen und Jeremiaden ist nichts gethan, sondern man muß fragen: Was ist schuld, woher kommt die Krankheit, wie kann man sie zwingen und ein anderes Mal verhüten? Man muß die Lehren der Krankheit hören und für gutes Wasser, reinliche Straßen sorgen und die schmutzigen Wohnungen sperren. So sage ich: man muß die Lehren des Antisemitismus hören und, um ihn zu vertreiben und uns künftig vor ihm zu bewahren, für reinliche Wirtschaft und ehrbare Sitten sorgen."

„Sie sind also eigentlich — Antisemit zur Abwehr des Antisemitismus?"

„Ich bin gar kein Antisemit, sondern . . ."

„Aber Sie gelten doch überall dafür."

„Weil ich gegen den Zwischenhändlergeist, gegen den Börsenpöbel, gegen den fauligen Egoismus der Bourgeoisie bin! Kann ich dafür, daß man da gleich Antisemit heißt? Kann ich dafür, wenn sich das Judentum für solidarisch mit den Wolffs, Leipzigern

und Sommerfelds erklärt? Kann ich dafür, daß man gegen den merkantilen Geist nichts sagen darf, ohne gleich unter die Ahlwardts zu zählen? Man schlägt auf das Kapital und — der Jude fühlt sich getroffen! Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn in der Meinung des Volkes am Ende Kapital und Jude gar nicht mehr zu trennen sind und ganz vergessen wird, daß gerade bei den besten Söhnen Sems, bei Acosta und Spinoza, Börne und Heine, Lassalle und Marx, der „Widerwille gegen Handelsleute und Juden als solche", wie Börne einmal gesagt hat, zur heftigsten Leidenschaft entbramte. Die Juden selber machen heute den Antisemitismus, indem sie thöricht genug sind, dem kapitalistischen Schwindel als Schild zu dienen, der alle Hiebe fängt. Wenn sie selber sagen: „wer gegen die Ausbeutung und gegen den Zwischenhandel ist, der ist gegen die Juden," dann kann man den Leuten den Schluß nicht verdenken: „Gut, wenn Kapital und Jude so das Gleiche ist, dann sind wir eben auch gegen die Juden" Und die Tausende von braven, rechtschaffenen, und oft peinlich sauberen Juden, die selber, wie der gute und reinliche Lasker einst, die Banditenstreiche der verlumpten Plutussöhne entrüstet verdammen, müssen unschuldig dann die Zeche bezahlen! Aber warum stehen sie nicht auf und protestieren nicht gegen diese Vermischung von Börsenschwindel und Judentum? Was hat die Börse und der Wucher mit Religion und Rasse zu schaffen?

Der klerikale Bontoux war nicht viel beſſer als unſere Friedländer und Sommerfeld, und ich wiederhole gern das kluge Wort, das in L'argent die ſittlich kerngeſunde Heldin ſagt: „Pour moi, les juifs, ce sont des hommes comme les autres. S'ils sont à part, c'est qu'on les y a mis.“ Ich wiederhole es gegen die Antiſemiten und gegen die Juden — gegen die Antiſemiten, wenn, weil ein Jude geſtohlen hat, das Judentum verbrannt werden ſoll; gegen die Juden, wenn, weil ein Jude geſtohlen hat, der Diebſtahl geheiligt werden ſoll. Wir wollen, ob Jude oder Chriſt, gegen die korrumpierende Allmacht des Kapitalismus und das Dogma von Mancheſter für geſündere, reinlichere, rechtſchaffene Zuſtände kämpfen — dann wird ſich ſchon auch zwiſchen Juden und Deutſchen der eheliche Friede geben, der bei uns ein bischen ſchwieriger noch als anderwärts iſt, weil hier homöopathiſch ſich die Ähnlichkeiten fanden: der Jude und der Deutſche gleichen ſich zu ſehr.“

8.

Oberſtlieutenant v. Egidy.

Es melden ſich allerhand Zeichen, als ob die Menſchheit wieder religiös werden wollte. Vielleicht iſt es nur eine raſche Mode, wie damals der haſtige Stoß der Romantiker gegen die Aufklärung; vielleicht mag es dauern. Sekten bilden ſich wie die Heilsarmee; der Ruf des Tolſtoi zum Glauben findet Jünger; die theoſophiſche Bewegung wächſt; die Spiritiſten mehren ihre Gemeinden; in Frankreich kommt ein neuer Katholizismus und die Deutſchen erneuern den Proteſtantismus. Der Jugend genügen die billigen Phraſen der naturwiſſenſchaftlichen Rationaliſten nicht mehr, und ſie ſpottet auf Büchner und Vogt. „Gegen den Materialismus“ heißt eine Geſellſchaft in München, und in Berlin iſt eine „Ethiſche Geſellſchaft“. Nach Gefühlen drängen ſie und wollen Ethos. Man wendet ſich vom kalten Verſtande. Man möchte wieder eine große Pflicht.

Man kehrt vom einzelnen zum ganzen und will ſich vergeſſen, um den anderen zu dienen — oder vielleicht auch den anderen dienen, um ſich zu vergeſſen. Es iſt wahrſcheinlich nur eine Mode; aber es könnte wohl auch der große Wechſel im Geiſte ſein, der Abſchied von dieſem Jahrhundert und die erſte Verkündigung des neuen.

Aber es ſind in dieſer religiöſen Neigung, die wächſt, deutlich zwei Triebe, die ſich nicht gleichen, ja entgegnen. Die einen, die katholiſch ſchwärmen, begehren den Glauben wie Choral, als eine freundliche Betäubung, die ſeltene Träume geben ſoll, der ſchalen Wirklichkeit des kläglichen Lebens entrückend und aus vergeſſenen heißen Lithurgien wunderliche, tiefe, fremde Reize holend. Die anderen, welche vielmehr eine ſittliche Hilfe begehren, die Gruppe des ruſſiſchen Romanes und, in Deutſchland, des Oberſtlieutenants v. Egidy, wollen gerade das Ende der irren Spiele auf den Nerven und aus verläßlich führenden Normen die ruhige Kraft zu einer thätigen Verklärung und Erheiterung des Lebens. Jene möchten im Glauben vergeſſen, ſich berauſchen und erſticken. Dieſe möchten durch ihn zur Übung erkannter Pflichten erwachen und dem Leben einen Sinn erwerben, der von guten Werken geheiligt werde.

Herr von Egidy gilt wie ein Erzieher und Lehrer des Volkes, und viele drängen zu ihm, ſeine Worte zu hören und ſeinen Rat zu holen, und bekennen ſich zu ſeinen Geſetzen. Er hat zuerſt in ſeinen „Ernſten

Gedanken", welche im Herbſt 1890 erſchienen, von Fragen der Religion allein gehandelt, indem er die Trennung der chriſtlichen Werte von den kirchlichen Lehren, von dem „Kirchentum", und ſo für jeden einzelnen ein lebendiges „Jeſustum" der That verlangte, das nicht auf die Geſinnung und das Bekenntnis, ſondern auf den treuen Wandel in frommen, ſittlichſchönen, gottesfürchtigen Werken halte; indem er die Herrſchaft der Dogmen beſtritt, wollte er die Konfeſſionen verſöhnen und ein „einiges Chriſtentum" gewinnen. Aber aus dem kirchlichen wurde, wie er die Triebe ſeiner Lehre nur getreu verfolgte, bald ein ſozialer Reformator. Das Chriſtentum „ernſt zu nehmen", war ſeine Loſung, und er verkündete: „Die Kraft eines Glaubens ermißt ſich einzig danach, wie gewaltig er uns zu der Überzeugung drängt, daß das wird, was mögliches im ewigen Geſetze begründet iſt. Das Beſeligende eines Glaubens liegt nicht darin, daß er uns aus der Wirklichkeit heraus in eine Sphäre von Vorſtellungen führt — das Beſeligende eines Glaubens erweiſt ſich einzig in dem Drange, der uns zum Guten leitet. Wenn ich bete: „Herr, ſtärke mir den Glauben", ſo ſpreche ich nicht damit den Wunſch aus, daß meine Vernunft ſich umſchleiern möge, um von neuem Vorſtellungen in mir aufnehmen zu können, die mir einſt ſelbſtverſtändlich ſchienen, weil ſie mir gelehrt wurden: ich ſtrebe mit dieſem Gebet vielmehr nach der inneren Klarheit, mir gottgewollte Zuſtände zu

vergegenwärtigen, und ich ringe nach der Zuverſicht, daß ſolche Zuſtände werden . . . Einzig ein ſolcher Glaube veranlaßt zum Thun, und einzig im Thun wird der Glaube wertbeſtimmend für die Menſchen." So mußte er ein „angewandtes" Chriſtentum fordern: „Die Geſetze, Anordnungen, Einrichtungen und Maßregeln müſſen von einer chriſtusgleichen Geſinnung ausgehen, dürfen alſo ſelbſt nichts anderes ſein als reine, hingebende, ſelbſtloſe Liebe; dann können die Menſchen, denen ſolche Geſetze gelten, gar nicht anders als gut ſein, und werden ſehr gerne gut ſein." Er mußte, weil er ja im Thun allein die echte Religion erkannte, zum Apoſtel von Reformen werden: „Wir müſſen Zuſtände ſchaffen, die gar kein Vergehen möglich machen, Zuſtände, die die Luſt zum Unrechtthun gar nicht erſt reizen, erwecken; dann werden wir bald auch nicht mehr zu ſtrafen brauchen."

Die Bewegung, die von ſeinen Schriften kommt, wächſt unabläſſig. Ein großer Teil des Adels, der Offiziere folgt ihr; die deutſche Freimaurerei, von dem Profeſſor Settegaſt geführt, dem Stifter der großen Loge von Preußen, welche „Kaiſer Friedrich zur Bundestreue" genannt wird, erkennt den verwandten Geiſt; die Sozialiſten halten gute Freundſchaft. Und man mag in der Volksſchrift „Einiges Chriſtentum", welche der Kieler Profeſſor Lehmann-Hohenberg in ihrem Dienſte leitet, das Verzeichnis

der vielen Aufsätze, Bücher und Reden nachlesen, die von ihr handeln.

In Moabit. Es ist das Viertel der Assessoren, die reiche Schlingel zum Examen drillen, der Beamten mit dem langen Titel und dem kurzen Gehalte, der bescheidenen Renten. Rechtliche kleine Leute wohnen da, und eine gute, reinliche Bürgerlichkeit schaut aus den hellen Häusern. Von den Treppen, an den Wänden schimmert, glitzert, blitzt es blank, und dünne, lichte Dünste dampfen wie nach einem Regen. Auf den Bildern des Kühl, des Walter Firle, der Dora Hitz ist eine solche gescheuerte, ausgespülte Stimmung gern.

Er ist gedrungen und klein. Ich hätte mir den unerschütterlichen Optimisten, der Leidenschaft Schwung und Schwärmerei hat, anders erwartet. Man würde ihn für einen pensionierten Militär nehmen, der das ganze Leben nichts als an die Dressur seiner Rekruten gedacht hat, für einen jener kurzen, dicken, asthmatischen Majore, die leicht erzürnen, krebsrot werden und fluchen. Er hält sich gerade und steif, mit sparsamen, knappen, herrischen Gesten. Er spricht, wie man der versammelten Mannschaft einen Verweis oder Befehl giebt. Kurz, scharf, unwiderruflich, jedes Wort wie ein Kommando für sich hin, mit harten und eckigen Pausen. Er fügt sich den Wendungen des Partners nicht, der von der Sache schweifen und, um seine Weise besser auszuholen, erst ein bißchen plaudern möchte; er

weicht nicht vom Thema und ſcheint immer gleichſam ein vorbereitetes Konzept unverbrüchlich zu verfolgen. Wenn man was ſagt, neigt er ein wenig die gerunzelte Stirne, ſieht kritiſch vor ſich hin und fährt mit einer feſten, deutlichen Geberde bald dazwiſchen, die entſcheidet und ſchließt. Er iſt dabei ungemein höflich. Aber wer die weichen, im Geſpräche veränderlichen, nachgiebigen Geſinnungen der „guten Geſellſchaft“ gewohnt iſt, empfindet ihn ſpröde und hart.

Man hat vor ihm eine wunderliche Miſchung von Gefühlen, die nicht einig werden wollen. Man braucht auch eine Zeit, das rechte Maß, den rechten Wert für ihn zu finden. An den Erwartungen, die man aus ſeinen Schriften bringt, darf man ihn nicht prüfen: Neben dem heißen Enthuſiaſten, den man dort vermuten muß, verliert der ſteife und eifrige Herr, der das Ethiſche mit der pedantiſchen Heftigkeit eines Liebhabers von Angelfiſcherei, Briefmarken oder Schmetterlingen pflegt, und die großen Ideen ſcheinen faſt wie kleine Schrullen. Auch Geiſt und Witz und jenes anmutige Talent, ſich dem Gaſte immer gleich in allen Künſten der hohen Schule vorzuführen, hat mancher nichtige Bummler mehr. Und dennoch gebietet er Achtung. Man fühlt ſich überlegen, und es iſt doch Ehrfurcht, faſt Neid dabei. Er hat plötzlich oft einen herrlichen Ton, und ſeine Stimme, wenn er von der „guten Sache“, von den „Edelmenſchen“ ſpricht, nimmt eine Wärme und Ver-

klärung, ein Leuchten und ein Strahlen wie von einem hellen Glücke in der Bruſt, das ein köſtlicher Beſitz ſein muß. Er iſt vielleicht arm an den Eitelkeiten des esprit; aber man empfindet, daß er Macht und Größe an Gewiſſen hat.

Da iſt eine kleine Stube mit ſeinen Broſchüren und Reden, mit den Blättern der Vereine, die ihm dienen, mit den Schriften der Freunde, welche die gleichen Hoffnungen und Wünſche pflegen, des Oberſten v. Gyzicki, des Heinrich Hart, des Wilhelm v. Polenz, die mit ihm jenen Zuſtand des „einigen Chriſtentums“ erſtreben, „in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menſchlichkeit und gegenſeitige Achtung walten“. Dann bringt er mich in ein helles, weites Gemach zu den Seinen. Eine ſtille, ſchlanke, blaſſe Frau ſitzt und ſtickt; ganz fein und heimlich, wie ſcheue Libellen, flattern gute und milde Worte von ihr. Ein ſchmaler Tiſch iſt weiß gedeckt, und drei blonde Mädchen, licht gekleidet, gleiten leiſe wie verhuſchende Strahlen der Sonne. Es iſt ein unſäglicher Friede.

Er will gerne ſeine Meinung über den Antiſemitismus bekennen. Aber er billigt das Interview nicht. „Ich will, wenn ich zu meinen Mitmenſchen ſpreche, jedes Wort genau und gründlich überlegen, ſeine Bedeutung vollſtändig meſſen, ſeine Wirkung lange bedenken und prüfen, ob es nicht anders gedeutet werden kann, ob es nicht doch etwas zu viel oder zu wenig ſagt, ob ich nicht noch ein beſſeres

finde, das jeden Zweifel vermeidet. Ich will durch strenge Sorge die Gewißheit gewinnen, daß ich jedes einzelne Wort zu jeder Zeit verantworten kann. Das kann aber nur mit der Feder in der Hand geschehen, die immer wieder streicht und immer wieder zögert. Im Sprechen läuft leicht ein Wort mit, das unbedacht den Sinn entstellt."

So hat er selber den Meinungen, die er mir sagte, die Formel gegeben, die er für gerecht und wirksam hält:

„So lange der Antisemitismus an seinem Namen und damit an der für uns Deutsche so kläglichen Anschauung festhält, daß eine halbe Million andersrassige Menschen uns fünfzig Millionen Stammvolk vergewaltigt haben sollen, so lange wird der gesunde, kraftbewußte und gerechte Mann in der ganzen Bewegung nur den Ausdruck einer unchristlichen Gesinnung erblicken, welche die eigene Schuld an unseren beklagenswerten Zuständen einer wehrlosen Minderzahl aufbürden will.

Erst von dem Augenblicke ab, wo der unreine Ton Antisemitismus sich auflöst in dem ernsten Accord „antimalum", erst von dem Augenblicke ab also, wo wir das Übel, das Unrecht, das Unwahre, die Ungerechtigkeit, das Unlautere, das Unheilige — mit einem Wort: das Jesusfremde — bekämpfen, wo und an wem immer wir es entdecken, ohne Rücksicht auf Rasse oder Glauben, aber auch ohne Lieblosigkeit gegen den Ubelthäter selbst, der ja immer nur das

Ergebnis unſerer Zuſtände iſt — — von dieſem Augenblicke ab werden alle rechtſchaffenen Menſchen kraftvoll in den Schlachtruf einſtimmen: gegen das Übel!

Die Vernichtung des Übels bedeutet den Sieg des Guten. Chriſtliche Vernünftigkeit wird unſere Zuſtände beherrſchen; vernünftige Religioſität wird die Menſchen lehren, ſich in einem einzigen Heiligungsbedürfnis zu einen. Der Konfeſſionalismus iſt überwunden. Nichts hindert fortan die Menſchen, die ſich heute noch Juden nennen, ſich mit den Wirtsvölkern, deren Land ſie ſeit Jahrhunderten bewohnen, religiös — und nun auch raſſelich zu verſchmelzen. Das Judentum geht auf in den Kulturnationen und erfüllt damit ſeine Beſtimmung für die Entwicklung des Menſchengeſchlechts."

Berlin, 31. März 1893.

M. v. Egidy."

9.

Ernſt Häckel.

Ich wohne im „Bären“, wo einſt Luther gehauſt und voriges Jahr Bismarck das Vermächtnis an die Deutſchen geſprochen hat: „Es iſt ein gefährliches Experiment, heutzutage im Zentrum von Europa abſolutiſtiſchen Velleitäten zuzuſtreben . . Was wir für die Zukunft erſtreben müſſen, iſt eine Kräftigung der politiſchen Überzeugung in der öffentlichen Meinung und im Parlament.“ Jetzt iſt es, wo damals Begeiſterung jauchzte, ganz einſam, ſtill und lauſchig. Draußen winken winzige Blüten, während ich mich an dem hellen, kühlen, ſanften Pisporter behaglich von der Reiſe erquicke, und eine braune Büſte glänzt von der grauen Mauer, und ich zerbreche mir den Kopf, ob der Bronzierte einer der großen Studenten oder ein Lehrer oder welcher Dichter es ſein mag. Es iſt aber Herr Friedrich Gottlob Schulze, der „Gründer der landwirtſchaft-

lichen Lehranstalten in Jena". So kann man immer noch wieder was lernen.

Ich verlange einen Wagen. Aber „s'giebt heute keine Droschken mehr; die Studenten sind über Land gefahren." So schlendere ich langsam durch die Stadt nach der Bergstraße draußen am Ende, wo sein Haus steht.

Ich möchte einmal mit Maurice Barrès, dem klugen Virtuosen der „Enthusiasmen", da gehen, in Plaudern und Schauen durch diese engen, kahlen, nüchternen Gassen, wo kaum an den trockenen und verschlafenen Häusern einmal ein paar Winkel, Schnörkel, Spitzen sich regen und die dürftige Gotik selbst der fahlen Kirche nicht wirkt. Da wurde, als harte Not das Vaterland schlug, der heilige Eifer der Burschenschaft geboren. Welche Menschen, die ohne Reiz und Hilfe von außen die mächtigsten Gefühle aus sich selber erschufen! Welche Helden! Welche Künstler! Sie hatten nichts von unseren Apparaten der Gesinnung.

Ich weiß nicht, ob die Studenten von heute hier ihnen gleichen. Die wenigen, die nicht über Land gefahren sind, sehen mir nicht danach aus. Sie sind geschniegelt und wunderlich geleckt, mit der gravitätischen Politesse des wackeren Famulus Wagner, der ja doch heute auch lieber Regierungsreferendar würde, und gleich an dem peinlichen Scheitel, der schimmert, am gleißenden Shlipse kann man es merken, daß sie „ein Feind von allem Rohen" sind.

Rechte Enkel der Burſchenſchaft ſind vielleicht nur noch unter den Profeſſoren. Ernſt Häckel iſt einer an Schwung, Mut und Treue zur Freiheit. Man denke nur, wie zornig und verwegen er das letzte Jahr, als der Miniſter von Zedlitz-Trütſchler „die Volksſchule der wiſſenſchaftlichen Pädagogik zu entziehen und mit gebundenen Händen der papiſtiſchen Hierarchie zu überliefern“ verſuchte, gegen die „Weltanſchauung des neuen Kurſes“*) trat, der ſich doch gegen jede Einrede immer gleich mit gendarmiſchen Argumenten: mit Prozeſſen ob beleidigter Majeſtät drohend verwahrte.

Junge Birken ſchimmern um das ſtille Haus, das ſchlicht und edel, wie man im Geiſte des Schinkel baut, auf einem Hügel ragt. Der Gärtner ſchafft in den Beeten. Eine feierliche gute Ruhe iſt rings.

Er liegt — vor einem großen Tiſche mit Büchern und Schriften, Kataloge, ſeine „Schöpfungsgeſchichte“ und meine Interviews der Deutſchen Zeitung verträglich beiſammen — auf einem langen ſchwarzen Sofa. Er hat ſich auf der Reiſe, aus Italien heim, den Fuß verſtaucht, und es ſchmerzt, wie er ſich regt. Das Zimmer iſt breit und weit und frei, man fühlt ſich wie in einem hellen Walde, wo die ſauberen Stämme nicht drängen; weiße Blüten rühren ans Fenſter.

---

* Siehe den berühmt gewordenen Aufſatz im März-Hefte der freien Bühne von 1892.

Er hat gar nichts vom Profeſſor und gar nichts von den „grimmigen Geſichtern der Gelehrten“, die Schiller einſt in Jena fand. Er iſt ganz Kraft, Freiheit und Freude. Für einen Wanderer, Turner, Jäger möchte man ihn nehmen, für einen Plein-air-Menſchen froher That, Luſt, Geſundheit und Güte verklärt ihn. So mochte Nietzſche jene letzte Heiterkeit träumen und mir fällt der Rembrandt-Deutſche ein, wenn er von ſeinem „ſtarken und milden Helden“ ſpricht, und — wunderlich in ſo deutſcheſter Mitte — ein franzöſiſches Liedchen will mir nicht weichen, das ich jüngſt wo gefangen:

„Jeune, j'étais trop sage,
Et voulais tout savoir;
Je ne veux à mon âge
Que badinage,“

Er giebt ſeine Meinungen und Gründe mit luſtigem Eifer her, wie ein Sammler ſeine Schätze zeigt, behende immer weiter, weil er es gar nicht erwarten kann, und dann doch immer noch ein zweites und drittes Mal, damit man es gründlicher prüfen und recht von allen Seiten erkennen möge.

„Ich werde Ihnen ja natürlich nichts Neues ſagen. Wer könnte das in dieſer tauſendfach erörterten Frage? Aber ich habe wenigſtens die vollkommene Unbefangenheit für mich. Auf der einen Seite bin ich ſeit Jahren mit vielen Juden befreundet, die ich innig verehre und ſchätze — es ſind ganz wunderbare, prächtige Menſchen — darum

können die üblichen Schmähungen auf die Juden bei mir nicht verfangen, weil ich es beſſer erfahren habe. Auf der anderen Seite ſind gerade einige meiner beſten und intelligenteſten Schüler ſehr heftige Antiſemiten, ſo daß ich mir, auch wieder aus eigener Erfahrung, ſagen muß: mit den Phraſen von Unbildung und Roheit kommt man da nicht aus, und Mommſen nicht beiſtimmen kann, der den Antiſemitismus für eine Verirrung und Krankheit erklärt. Ich mag überhaupt nicht glauben, alle meine Anſchauungen ſträuben ſich dagegen, daß eine ſo mächtige, lange und große Bewegung ohne gute Gründe möglich ſein ſollte. Ich möchte mich eher zu den Meinungen Schmollers neigen, der ſie ganz richtig als eine nationale Frage nimmt — das hat mir ſehr gefallen. Das Religiöſe und Soziale ſcheint mir dabei von geringer Bedeutung. Sie iſt eine Raſſenfrage. Es kann gar nicht geleugnet werden, daß wir in manchen Dingen die Juden als fremd und daß ſie ſich ſelber als Fremde fühlen — das ſoll gar kein Vorwurf gegen ſie ſein: es iſt bei ihrer Vergangenheit, wie die Verhältniſſe geſchichtlich nun einmal wurden, gar nicht anders möglich. Das muß nun natürlich in einer Zeit, wo das Nationale ſo mächtig iſt, zu Konflikten führen, und ich glaube, dieſe Macht des Nationalen, die man von einem höheren, kosmopolitiſchen Idealismus aus vielleicht beklagen mag, wird in der nächſten Zeit eher noch wachſen. Ich habe es jetzt wieder in Italien ge-

sehen — wenn ich denke, im Jahre 1859, vor Garibaldi, ja, da fiel es doch einem Sicilianer gar nicht ein, sich als Italiener zu fühlen. Nur im Norden begann man, national zu empfinden. Und so in allen Ländern. Der Kosmopolitismus ist noch fern. Vorderhand ist das nationale Gefühl noch überall im Wachsen, im Erstarken . . ."

„Außer in Frankreich . . . besonders in Paris. Da will gerade die Jugend vom Nationalen nichts mehr wissen, und der richtige Moderne denkt ganz kosmopolitisch."

„Das ist ja aber doch schließlich nur eine einzige Stadt. Sonst steht alles heute, mehr als je im Zeichen des Nationalen. Und da wird denn der Antisemitismus ganz begreiflich — natürlich nicht die antisemitische Hetze, die jeder beklagen und verdammen muß; dem Ahlwardtismus kann doch ein anständiger und gebildeter Mensch nicht anhängen; aber es wird begreiflich, daß man die fremde Art der Juden im Volke nicht länger dulden, das spezifisch Jüdische von ihnen nehmen und sie zu deutschen Gewohnheiten und Sitten erziehen will, bis sie dem Volke, in welchem, mit welchem sie leben, in allen Punkten gleichen. Das ist der berechtigte Sinn des Antisemitismus, daß die Juden von ihren Besonderheiten lassen und sich mit uns völlig verschmelzen sollen — das muß, wer national fühlt und denkt, von ihnen verlangen."

„Aber meinen Sie nicht, daß durch die anti-

ſemitiſche Bewegung gerade dieſe innige Verſchmelzung, die jeder Einſichtige wünſchen muß, eher verzögert als gefördert wird?"

„Jede Bewegung hat eben ihre Verdienſte und ihre Gefahren. Ich halte es für ein Verdienſt des Antiſemitismus, daß in den Deutſchen und in den Juden die Überzeugung erwacht: die Juden müſſen ihre Sonderart aufgeben und zu vollkommenen Deutſchen in Sitten, Gebräuchen und Gefühlen werden. Das muß unnachgiebig erſtrebt und es muß verhindert werden, daß das Eindringen immer neuer und oft ſittlich bedenklicher Elemente aus dem Oſten den Prozeß ihrer Erziehung zu Deutſchen ſtört. Gerade im Intereſſe der vielen ausgezeichneten, rechtſchaffenen und ehrenwerten Juden, die wir haben, möchte ich an gewiſſe Erſchwerungen der jüdiſchen Einwanderung aus dem Oſten denken, und ich frage, ob nicht den anſtändigen und geſitteten Juden ſelber, die ſich ehrlich als Deutſche bekennen, dieſe erbärmliche Geſellſchaft ſehr unerwünſcht ſein muß, die gegen ſie nur Mißtrauen erweckt und ihre gänzliche Aufnahme in unſer Volk verzögert. Hier kann falſche Humanität nur ſchaden, und ich denke, daß man ſich gegen die ruſſiſchen Juden energiſch ſchützen ſollte, nicht weil ſie Juden, ſondern weil ſie mit unſerer Geſittung unverträglich ſind — wie man ſich in Californien gegen die Chineſen ſchützt; mit der idealen Liebe für „alles, was Menſchenantlitz trägt", kommt man eben leider praktiſch nicht aus. Ich habe voriges

Jahr auf dem Schiffe, das mich nach England führte, ſolche ruſſiſche Auswanderer geſehen; von ihrem Schmutze und ihrer Gemeinheit macht man ſich gar keinen Begriff, und die Engländer hatten ganz recht, ſie einfach nicht in ihr Land zu laſſen. Gerade im Intereſſe der gebildeten Juden, gegen die ſolche unſaubere Elemente nur den Haß und die Erbitterung ſchüren — ich betone das ausdrücklich, weil ich dieſe geläuterten und vornehmen Juden für wichtige Faktoren der deutſchen Kultur halte: denn das ſoll ihnen nicht vergeſſen werden, daß ſie immer für die Aufklärung und Freiheit tapfer gegen die Reaktion geſtanden ſind, verläßliche Streiter, ſo oft es gegen die Dunkelmänner gilt, und gerade in den Gefahren dieſer ſchlimmen Zeit, wo überall wieder der Papismus ſich mächtig regt, können wir ihren bewährten Mut nicht miſſen."

10.

Adolf Wagner.

Ich habe einmal in seinem Seminar gearbeitet, zwei Jahre lang. Daher kenne ich ihn. Und ich achte und verehre ihn sehr.

Das ist ja nun, vom Schüler zum Lehrer, gerade kein Wunder. Aber wunderlich ist, was allen mit ihm passiert. Wer ohne Verkehr ihn nur vom Katheder, von der Tribüne kennt, mag ihn nicht, auch wenn er seiner Gesinnung und seiner Partei ist. Wer sich ihm nähert, schwärmt für ihn, auch wenn er seine Meinungen nicht teilen will. Er befremdet aus der Ferne. Er verführt in der Nähe. Er gehört zu den Menschen, die man daheim sehen muß, um sie zu verstehen. Draußen, wie er sich vor der Menge giebt, scheint er ein unerfreuliches Rätsel. In seiner Stube, zwischen seinen Büchern, wenn er mit diesen jähen, scharfen, spitzen Gesten in rapiden,

ſchmalen, ſchwirrenden Sätzen disputiert, erklärt er ſich leicht, und man liebt ihn, weil man ſeinen blinden, naiv ergebenen Gehorſam gegen alle Stimmungen erkennt. Dieſer Menſch iſt ganz nur Temperament. Das momentane Gefühl beſtimmt ihn. Er verträgt keinen Zügel von Vernunft, Rückſicht und Bedenken und geht mit der letzten Empfindung durch, bis er plötzlich wieder von einer anderen, neueren, ſtärkeren gefaßt und anderwärts getrieben wird. Der Fremde, der davon immer bloß die Reſultate ſieht, kann es ſich nicht deuten und wird verdrießlich. Der Freund, der ſelber dabei iſt, wie das Temperament kocht, ſiedet und verdampft, muß den moraliſchen Impreſſioniſten bewundern.

Er iſt ein moraliſcher Impreſſioniſt, der jedem momentanen Drange gehorcht und immer mit allen Kräften und Trieben ſeine ganze Natur in den Dienſt der letzten Empfindungen ſtellt. Aber dieſe wird jedesmal von ſeiner reizbaren, unduldſamen und herriſchen Rechtlichkeit beſtimmt, die nicht paktiert. Er ſieht an jeder Reihe bloß den einen Punkt, der etwa heikel iſt und einen Wehrloſen kränkt, und gegen ihn ſetzt er ſich ein. Er iſt immer gegen die Menge, gegen die „kompakte Majorität“, gegen die Meinung, die herrſcht, und er iſt immer für das Verkannte, das ungerecht gedrückt wird. So hat er, als es in ſeiner Zunft noch ſelbſtverſtändlich war, auf die klaſſiſche Ökonomie zu ſchwören und die Forderungen der Arbeiter zu verhöhnen, ſich zu

einem radikalen Sozialismus verſtiegen und wurde dann, als die ſozialiſtiſche Mode unter die Profeſſoren kam, ein kritiſcher und bedenklicher Warner. Er iſt der geborene Verteidiger der Schwäche und der geborene Streiter gegen die Macht.

Er iſt das vielleicht weniger aus Gerechtigkeit als aus der Luſt am Streite. Die führt ihn und verführt ihn. Er hat einen kriegeriſchen Zug, der die Reize der Fehde nicht entbehren will. Die Sache ſelber gilt gering, und es iſt ihm nicht um den Sieg. Er liebt das Metier des Kampfes. Er lebt erſt, wenn er ſtreitet. Er fühlt ſich erſt, wenn er ſich mit den Feinden meſſen darf. Er braucht den Taumel und Aufruhr von Widerſprüchen. Er iſt ein rechter Landsknecht im Geiſte.

Es war in ſeinem Seminar oft ſehr luſtig. Die folgſamen Schüler, die des Meiſters Lehre blind verehrten, mochte er nicht. Er hörte ungeduldig, wetzte auf dem Seſſel, ſchnalzte mit der Zunge, und man ſah, wie es ihn trieb, einen Widerſpruch zu ſuchen. Aber an den Querköpfen, die ſich auf ihre Schrullen verſteiften und durchaus nicht bekehren wollten, hatte er ſeine Luſt. Und wenn da ein Verſchmitzter gar mit Liſt die Lehre, die eben vorgetragen und verkündet war, mit Eifer pries und vor Begeiſterung ein bischen karikierte, konnten wir es bisweilen erleben, daß der Meiſter das eigene Dogma gereizt verließ und mit den feindlichſten Beweiſen gegen ſeine Theſen ſtritt.

Er gleicht ein bischen dem Clémenceau in der Hast der Gesten und der Beweglichkeit der Miene. Jede Geberde, jedes Wort hat Kanten und er wirft die Sätze wie Pfeile. Er tritt zur Rede wie zum Boxen an und lauert, wenn man etwas sagt, bis er die Blöße merkt. Er will einen reizen. Vieles ist nur Finte, damit man sich wende und die Sicherheit verliere.

Ich will ihm sagen, was mich heute zu ihm führt. Aber er schilt gleich heftig. „So!? Natürlich! Sie brauchen mich — da sieht man Sie wieder einmal. Sonst haben Sie sich die ganze Zeit nicht um mich gekümmert! Wie lange ist es her?“

„Sieben, acht Jahre . . .“

„Und inzwischen waren Sie doch wieder in Berlin — wie Sie die gräßlichen Stücke geschrieben haben, bei der Freien Bühne, oder wie das heißt. Schreiben Sie noch immer so gräßliche Stücke?“

„Ja. Unentwegt. Neulich erst wieder eins in Wien. Das war noch gräßlicher.“

„Das kann schön gewesen sein! Und glauben Sie denn damit wirklich Goethe und Schiller zu überwinden?“

„Nein, vorderhand noch nicht. Aber eigentlich wollte ich Sie weniger über den Naturalismus als über den Antisemitismus interviewen.“

„Was? Was wollen Sie?“

„Ganz sanft ein bisserl interviewen . . . über den . . .“

„Das ist gar die abscheulichste Mode, die wir jetzt den Amerikanern nachäffen . . .“

„Ich äffe sie nicht den Amerikanern, sondern den Franzosen nach.“

„Das ist noch ärger! Ja — das hat man mir auch erzählt, daß Sie jetzt für die Franzosen schwärmen!“

„Sie sind mir lieber als die Preußen.

„Und warum denn? Dieses Volk von Schwätzern, Narren und Hanswursten, das nur von Phrasen lebt und keine ehrliche Arbeit vermag . . .! Wie kann man denn jetzt, nach den letzten Prozessen, bei dieser schauerlichen Verkommenheit . . .“

„Ah, von wegen dem bischen Korruption? Das haben Sie doch jetzt hier gerade so! Das deutsche Panama scheint . . .“

„Deutsches Panama! Das ist eine solche Übertreibung, von einem deutschen Panama zu sprechen — es giebt aber auch nicht die Spur, nicht den leisesten Schein für einen solchen Vergleich. Daran erkenne ich so recht Ihre Art!“

„Der Ausdruck ist doch nicht von mir. Der Ausdruck ist von Hertwig und Ahlwardt — von Ihrer Partei . . .“

„Erstens gehöre ich jetzt überhaupt zu keiner Partei — ich kümmere mich nicht mehr um Politik — ich habe es satt. Ich will jetzt nur noch meiner Wissenschaft leben. Ich wehre mich gegen jede Versuchung, wieder in den politischen Zank gezerrt zu

werden. Ich habe neulich wieder einmal öffentlich gesprochen — für die Militärvorlage; aber das ist keine politische, sondern eine patriotische Sache. Und dann verwahre ich mich durchaus gegen jede Gemeinschaft mit Ahlwardt. Ich kenne diesen Menschen nicht weiter, aber soviel ich von ihm weiß, ist er einfach ein — aber ich werde mich hüten! Sie setzen das dann in die Zeitung, und ich habe den Ärger und Verdruß."

„Halten Sie seine Dokumente . . .?"

„Dokumente! Wie kann man das Dokumente nennen! Alter Klatsch und Tratsch — eine Broschüre des Herrn Rudolf Mayer, der auch immer geschrieen und randaliert und nachher, wenn er vor Gericht kam, nichts bewiesen hat! Der Ahlwardt ist — aber man kann eben nicht plaudern, wenn einer dabei ist, der gleich alles in die Zeitung schreibt! Für welche Zeitung wollen Sie denn das machen?"

„Für die Deutsche Zeitung."

„Die ist doch liberal! Da wird dann doch nur geschimpft auf mich! Und das geht dann durch die ganze Presse weiter, und jeder giebt noch seine Weisheit dazu, und ich ärgere mich krank. Mich ekelt vor der ganzen Politik. Ich will Ruhe. Und warum kommen Sie gerade zu mir? Gehen Sie zu den politischen Führern!"

„Sie sind doch einer."

„Ich bin es nicht mehr."

„Sie gelten immer noch als einer der Führer des Antisemitismus.“

„Das bin ich schon gar nicht. Das war ich eigentlich nie. Ich bin christlich-sozial. Aber den Antisemitismus, wie man ihn heute versteht, habe ich niemals vertreten. Ich halte den Antisemitismus, der die soziale Frage mit der Judenfrage verquickt, für falsch. Eine Lösung der Judenfrage würde die soziale Frage durchaus nicht lösen, und sie bliebe genau die nämliche, wenn wir überhaupt keine Juden hätten. Aber die Leute schimpfen auf den Juden und meinen den Kapitalisten. Das hat keinen Sinn. Daß man gegen die Auswüchse des Kapitalismus, gegen den unreellen Erwerb, gegen den Börsenschwindel durch Steuern und Reformen wirken soll — gewiß! Aber was hat das mit den Juden zu thun? Vielleicht, daß die kapitalistischen Schäden manchmal in der jüdischen Form noch peinlicher scheinen, das will ich gar nicht bestreiten. Aber das trifft doch den Kern der Frage nicht. Die soziale Frage bleibt mit oder ohne Juden unverändert die gleiche und verlangt eine Lösung für sich, die vielleicht auch diesen oder jenen Juden treffen wird, geradeso wie sie die kapitalistischen Christen trifft, aber mit dem Judentum an sich nichts zu schaffen hat. Das habe ich immer gepredigt.“

„Warum nennt man Sie dann einen Antisemiten?“

„Weil die Juden sich immer mit dem Kapita-

lismus identifizieren! Wie man gegen das Kapital etwas ſagt, thun ſie, als hätte man ihre Religion beleidigt. Und in gewiſſem Sinne bin ich ja auch Antiſemit. Ich mag das jüdiſche Weſen, die jüdiſchen Unarten nicht leiden, und ich glaube allerdings, daß es den deutſchen Sitten Gefahr bringen kann. Schauen Sie ſich einmal die Jüdinnen auf der Straße an, wie ſie ſich kleiden und benehmen! Das muß einen gewiſſen äſthetiſchen Antiſemitismus erwecken — wir empfinden ſie eben als eine fremde Raſſe, die gegen unſeren Geſchmack und unſere Gewohnheiten iſt. In dieſem Sinne iſt jeder Deutſche Antiſemit, keiner, der aufrichtig iſt, kann es leugnen. Aber freilich — Rat und Mittel dagegen weiß ich auch nicht. Das iſt geradeſo wie mit dem Sozialismus: In der Kritik haben die Sozialiſten ja meiſtens recht, aber wenn man dann eine poſitive Hilfe von ihnen verlangt, da wiſſen ſie auch nichts. Da hüllen ſie ſich in ein myſtiſches Schweigen und überlaſſen alles der Entwicklung, die es ſchon von alleine beſorgen wird. Das heißt aber gar nichts. Ohne thätigen Eifer der Menſchen giebt es keine Entwicklung, und eine Kritik, die nicht zugleich praktiſche Hilfe ſchafft, hat keinen Wert. Ganz ebenſo mit den Juden. Ich gebe ja zu: die Juden ſind zuwider und verletzen unſeren Geſchmack. Aber was weiter? Was ſoll geſchehen? Was ſollen wir thun? Totſchlagen können wir ſie nicht, aus dem Lande treiben auch nicht. Irgendwie müſſen wir ſie eben verdauen.

Man könnte höchſtens an gewiſſe Erſchwerungen der Einwanderung aus dem Oſten denken und derlei. Aber keinesfalls darf man glauben, wie die Antiſemiten wähnen, daß damit etwa die ſoziale Frage gelöſt oder auch nur irgendwie ihrer Löſung genähert wäre. Die ſoziale Frage iſt ein Problem für ſich. das mit den Juden nichts zu ſchaffen hat."

11.

Prinz Heinrich zu Schoeneich-Carolath.

Der Prinz war 18, Jahre als die Deutschen nach Frankreich zogen; da trat er, von der Liegnitzer Ritter-Akademie weg, in das Heer und diente den ganzen Krieg bei den Fünfzehner-Husaren. Doch zog es später seinen sanften grüblerischen Sinn zur Wissenschaft. Er wurde Student in Bonn. Seit 1877 ist er Landrat des Kreises Guben, seit 1881 Mitglied des Reichstages. Er gehörte erst zu den Freikonservativen, aber verließ die Partei, weil sein empfindliches Gewissen keinen Zwang ertrug. Gerade in diesen Tagen sahen viele Hoffnungen auf ihn, der durch seinen Versuch, den Antrag Huene mit dem Wunsche des verkürzten Dienstes zu verbinden, in letzter Stunde noch die militärische Vorlage und die Dauer der Session zu retten schien.

Er ist Herr der freien Standes- und Majoratsherrschaft Amtitz und der Herrschaft Starzeddel in

der Niederlauſitz, erbliches Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes und Rittmeiſter à la suite der Armee.

Ich treffe ihn im Parlament, und es iſt nicht leicht, gleich einen ungeſtörten Winkel zu finden. In dem langen, ſchmalen Zimmer, wo an den grauen Wänden um die Reliefs von berühmten Patrioten ihre kräftigſten und beſten Sprüche ſtehen, während man ſich draußen im Saale Verleumder, Schuft und Feigling ruft, drängen ſich plaudernde, ratende, ſtreitende Gruppen. Nebenan wird an weißen Gedecken breit und behaglich getafelt. Wir müſſen oben ſuchen. Da liegt auf einem ſchwarzen Sofa ein fetter Herr und raucht einen ungeheuren „Pfoſten“; es iſt, wie man von der Thür nur die ſtraffe Kugel des enormen Bauches ſieht, hinter der es düſter dampft, ein phantaſtiſch cyniſches Bild, mit dem Geſchmacke der rauhen Karrikaturen von Forain. Daneben wird geleſen und geſchrieben. So irren wir zwiſchen den lungernden Dienern, und erſt im letzten Stocke iſt ein leeres, weites, ſtilles Gemach; leiſe klingelt es aus der Leipziger Straße herauf.

Er ſcheint, wenn man ihn ſo vor ſich mit den kurzen, raſchen, harten Tritten ſchreiten ſieht, ſehr jugendlich in der knappen und geſchmeidigen Haltung, und hat die braune, freie, fröhliche Miene eines Reiters; nur die melancholiſche Milde der ſcheuen und langſamen Blicke, die grauen Haare altern ihn ein wenig. Er iſt ſehr höflich und faſt wie eine Frau um den Gaſt beſorgt, mit einem leichten Schimmer von jener

gütigen Verlegenheit der Großen, die nur ja um jeden Preis den Schein von Dünkel meiden; vor lauter Eifer, dem anderen die Befangenheit zu nehmen, werden sie selber befangen. Er braucht eine Weile, bis die zaudernden Worte fließen; er hält oft, sinnt und wählt lange. Seine Rede ist gelassen und sanft, aber eine edle Heiterkeit glänzt aus ihr, jene stille Freude des Johannes Rosmer, welche „die Sinne adelt". Die straffe preußische Strammheit, eine weltläufige leichte Anmut der guten Gesellschaft und die ruhige Schönheit im Handeln, welche der Friede einer klaren Seele giebt, sind an ihm verbunden. Der Zauber, den gute Menschen üben, giebt mit den erlesenen Formen der vornehmen Erziehung einen köstlichen Verein.

Im Reden schwillt sein Eifer. Es ist schön, wie er erwarmt und gegen das Schlechte sich entrüstet. Kühn und unbeugsam erheben sich dann die Worte.

„Ich bedauere es tief, daß der Antisemitismus Fragen erweckt und wieder zur Erörterung bringt, die doch für jeden Gebildeten längst erledigt schienen. Söhne des gleichen Vaterlandes sollen sich nicht befehden, und in ihren Rechten wie in ihren Pflichten soll und darf kein Unterschied sein. Wir verlangen von den Juden die gleiche Liebe zur Monarchie, die gleiche Hingabe an das Wohl des Staates, die gleiche Tapferkeit und Opferfreudigkeit in den Tagen der Not und Bedrängnis — so dürfen wir ihnen auch

die gleichen Rechte nicht verkümmern. Darum werde ich jedem Versuche, die Juden gesetzlich zu beschränken, immer entgegentreten und die antisemitische Bewegung bekämpfen, als eine hohe Gefahr für unsere ganze Kultur, da sie uns in das Zeitalter der Intoleranz zurückzuwerfen droht, welches durch die Bemühungen der edelsten und Besten, durch Lessing und Goethe, durch Kaiser Josef II. und Friedrich den Großen überwunden schien. Sie verträgt sich nicht mit dem Begriffe des modernen Staates, der auf Toleranz und Duldung, auf gleiche Rechte und gleiche Pflichten Aller begründet ist, und ich beklage es lebhaft, daß durch diese Bewegung auch wiederum die politische Intoleranz geschürt wird, an der wir leiden. Unser Mangel an Objektivität ist erstaunlich. Dem Gegner läßt keiner Gerechtigkeit widerfahren und eine fremde Anschauung will niemand dulden, will niemand für berechtigt anerkennen. Wir sollten uns England auch hierin zum Muster nehmen, wo die Politiker der verschiedensten Parteien freundschaftlich miteinander verkehren und wo beispielsweise Gladstone, obwohl seine irischen Absichten der Mehrheit vollständig unsympathisch und ärgerlich sind, bei allen Parteien eine rückhaltlose Anerkennung seiner Talente und Verdienste und den regsten Anteil an seinem persönlichen Wohlergehen erfährt. Danach sollen wir trachten und uns gewöhnen, auch an dem Gegner, von dem uns die Gegensätze der Parteien und Fraktionen trennen, doch immer die eigene Überzeugung

zu achten und den guten Willen, auf seine Weise dem Vaterlande zu dienen. Ich bemühe mich aufrichtig, jeder Anschauung gerecht zu werden. Aber auch ich weiß ein Lied von der politischen Feindschaft der Gegner zu singen, welche sich nach deutscher Gepflogenheit, Gott sei's geklagt, in der Regel auch auf das private Leben erstreckt. Doch kann und darf das niemanden beirren, der nach ehrlicher Überzeugung ohne Nebenabsichten und ohne irgendwelche Aspirationen seinen Weg geht und keine andere Absicht hat, als nach seiner besten Überzeugung seine Pflicht zu thun. Also ich bedauere und beklage die antisemitische Bewegung, und ich hoffe zuversichtlich, daß die jetzt so hochgehenden Wogen sich mit der Zeit wieder legen und einer gerechteren billigeren und humaneren Auffassung Platz machen werden. Ich habe mich oft bei meinen vielfachen Reisen im Auslande und im Verkehr mit fremden Staatsmännern, Politikern und Privaten ernstlich gefragt, wie denn gerade bei uns diese Bewegung zu einer solchen Bedeutung kommen und so weite Kreise erfassen konnte. Und da scheint es mir, daß in England und auch wohl in anderen Ländern sich die manchmal nicht liebenswürdigen und sympathischen Eigentümlichkeiten der jüdischen Rasse schneller als bei uns verwischten. Wir sehen in anderen Ländern auch die Anhänger des mosaischen Glaubens vollkommen in der Gesellschaft und im Staatswesen aufgehen, die ihnen ja allerdings auch die volle Gleichberechtigung

eingeräumt haben. Sie betrachten ſich dort als Teile des Ganzen, als zum Ganzen gehörig und mit dem Ganzen unlöslich verbunden. Das ſcheint mir in Deutſchland leider nicht immer der Fall, vielleicht weil die Zeit noch zu kurz iſt, ſeit man den Juden Gleichberechtigung gewährt hat. Vielleicht iſt das allein der Grund, daß ſie ſich hier noch nicht wie anderwärts aſſimiliert haben, und nun tritt durch den Antiſemitismus erſt recht eine neue Beunruhigung, eine Verſchärfung der Gegenſätze und die Gefahr einer weiteren Entfremdung ein. Im Intereſſe des Staatsweſens muß gefordert werden, daß die Juden genau in der gleichen Weiſe und genau mit der gleichen Wärme wie die Chriſten für das öffentliche Wohl eintreten und in keinem Punkte ſich irgendwie als Fremde fühlen. Aber dazu iſt eben ihre vollkommene Gleichberechtigung eine notwendige, unvermeidliche Vorbedingung. Ich hoffe, daß, wenn dieſe vollkommen erreicht und durchgeführt ſein wird, manche Eigentümlichkeiten der Juden verſchwinden werden, die bei uns vielfach begründete Veranlaſſung zu Ausſtellungen geben. Je mehr ſich der jüdiſche Stamm mit dem deutſchen aſſimiliert, deſto eher wird er jene Eigentümlichkeiten verlieren, die bisweilen unſer Gefühl verletzen. Vollkommene Gleichberechtigung iſt dagegen, wie geſagt, meines Erachtens die einzige wirkſame Hilfe, während jede Ausnahmeſtellung im Staat wie in der Geſellſchaft die Kluft erweitert. Dies thut der Antiſemitismus, und des-

halb halte ich denſelben im Staatsintereſſe wie vom humaniſtiſchen Standpunkte aus für verwerflich. Und nun noch eins: die wunderlichſte Erſcheinung des Antiſemitismus iſt es mir, daß ſo vielfach Allianzen wohlhabender Jüdinnen mit Perſonen aus angeſehenen Familien ſtattfinden, die in ihren Reihen oder unter ihren Verwandten ſo manchen Antiſemiten aufzuweiſen haben, ja, die ſelbſt oftmals Antiſemiten ſind! Das ſcheint mir doch ganz ſeltſam. Und ich meine, man ſollte hier die Folgen ſeiner Handlungen ziehen — jeder auf ſeine Weiſe. Wie viel ließe ſich hierüber noch ſagen . . .!“

12.

Heinrich Rickert.

Der bisherige Abgeordnete von Danzig ist jetzt gerade sechzig Jahre. Er war erst unbesoldeter Stadtrat, wurde dann in Königsberg zum Landesdirektor der Provinz Preußen gewählt, aber verzichtete, als man die Provinz später teilte. Er gehört seit 1870 dem preußischen Abgeordnetenhause, seit 1874 dem Reichstage an und lebt sonst zwischen Danzig und Karlikau-Zoppot.

Er ist ein beweglicher und rascher Politiker, immer zur Stelle, immer bereit, unermüdlich. Wenige sprechen öfter. Es sind nicht jene großen, geprüften, philosophischen Reden, wie Bennigsen vor der Entscheidung gerne noch einmal mit allen Regungen des Volkes rechnet und ein letztes Gericht aller Begierden im Lande hält; sondern er ist ein flinker Redner vom Tage, für den Tag, ein schlagfertiger Journalist der Tribüne. Wenn es gilt, scheut er

auch das kräftigſte Wort nicht, aber er bedauert den Haß der Parteien und möchte gern vermitteln, daß jeder doch die Überzeugung des andern achte. Mit vielen Gegnern iſt er befreundet, und die weite, behagliche Wohnung im hellen Tiergarten draußen ſieht gar oft bei erprobten Weinen Konſervative und Demokraten verträglich ſich geſellen.

Seine Gruppe, der „Rickertſche Flügel“, hat den Ruf, gegen die Herrſchaft des Richter zu frondieren, die nicht gerade die angenehmſten Formen haben ſoll. Sie laſſen ihm alle Gerechtigkeit; nur meinen ſie, daß es nicht immer genügt, jeden Poſten des Budgets zu kennen. Sie ſind nationaler und ſind doch auch wieder den Sozialiſten näher, die ſie als verläßliche Hüter der Freiheit ſchätzen und nicht mit ſolcher Wut beſtreiten wollen.

Er hat einen langen und wuchtigen Schädel und die rote Miene glüht. Ein breiter, zerfaſerter Bart hängt ihm von den hängenden Wangen und die kleinen, ſchlauen, regſamen Augen blinzeln mit Liſt und munter, ſo daß man ihn wohl, nur verbietet es der parlamentariſche Reſpekt, einen vergnügten Silen nennen dürfte. Man mag an einen richtigen Achtundvierziger mit aller demokratiſchen Behäbigkeit und Würde und mag zugleich an jene gemütlichen Lebemänner der Böcklinſchen Wäſſer denken, die gerne neben Nereiden plätſchern.

Ich trage ihm meine Bitte vor.

„Meine Stellung zur Judenfrage iſt ja bekannt.

Ich bin doch der Führer der „Judenschutztruppe“ — mit 12 000 Mark Gehalt hat Herr Ahlwardt heute verkündet! Ah, welche Verleumdungen, welche Gemeinheit, welcher Schmutz! Es ist kein Wunder, wenn einem endlich die Geduld reißt und man selber auch Dinge sagt, die — Na, ich denke lieber gar nicht mehr daran .. Worte können gegen den Antisemitismus nicht helfen. Wir brauchen Arbeit. Und das muß man uns lassen: gearbeitet wird von uns redlich — mehr als bei Ihnen. Sehen Sie nur unsere Ausweise an! Ich denke oft: wir könnten einander vielleicht auf manche Weise fördern. Aber es fehlt uns ja leider überhaupt jede Verbindung mit Ihnen, mit Ihren Leuten. Der österreichische Liberalismus — das ist uns etwas so fremdes, so fernes, wir haben gar keine Fühlung — wir hören und sehen und wissen nichts von ihm ...“

„Trösten Sie sich; wir auch nicht ...“

„Mir geht das längst im Kopf herum, und ich wollte immer schon einmal darüber reden und fragen. Sie sehen: Ich kehre den Spieß um — ich interviewe Sie.“

„Über den Liberalismus?“

„Über den Liberalismus in Österreich.“

„Ich fürchte, da werden Sie kein Glück haben ..“

„Warum, wollen Sie nicht?“

„Ich will schon, aber ich weiß nicht, ob ich es kann. Mit unseren Liberalen ist das so eine Sache — wie es in dem alten Liede heißt: Es sind ihrer,

es giebt ihrer, aber man find't ihrer halt nicht. Sie melden ſich nur bei den Wahlen — da hat man das Vergnügen. Sonſt bleiben ſie das ganze Jahr verſchwunden und ich wüßte wirklich nicht ... Sie müßten rein einmal nach Luſſinpiccolo — da, wenn Sie Glück haben, kann es gelingen, daß Sie einen erwiſchen ... Wie wollen Sie Beziehungen zu einer Partei, die zu ſich ſelber keine hat?"

„Aber Sie müſſen doch geſtehen, es iſt wunderlich, daß wir zum Beiſpiel mit den engliſchen Liberalen viel beſſere Verbindungen haben als mit Ihnen, auf die uns die gemeinſame Vergangenheit und ſo viele gemeinſame Intereſſen weiſen. Und wieviel könnten wir einander nicht helfen und nützen, wenn wir unſere Erfahrungen und Pläne tauſchen würden. Sehen Sie doch nur einmal unſere Gegner an! Die Bewegung gegen den Liberalismus iſt international. Bald kommen unſere Antiſemiten zu Ihnen, bald ſpricht einer von Ihren Antiſemiten bei uns — es iſt ein unermüdliches hin und her; was hier gewirkt hat, wird dort empfohlen, und Gefahren, die man dort erkannte, werden hier vermieden. Warum halten wir uns geſchieden und getrennt, während die Gegner ſich verbünden? Aber alle Verſuche, unſere und Ihre Liberalen zu nähern, ſind noch immer vergeblich geweſen."

„Mir gefällt Ihre Idee vortrefflich — ſchon weil unſere Leute wirklich einen Stoß von außen brauchen, um ſich wieder einmal zu rühren. Es iſt

bei uns Sitte, alles unter vier, ſechs Augen zu erledigen, und die liberale Politik iſt eine umſtändliche Myſtik geworden, wo einer viele, viele Jahre dienen muß, bis er in den letzten Grad der „Wiſſenden“ genommen wird. Wenn da nun ab und zu einer von Ihnen käme und mit uns armen Teufeln ſo menſchlich verkehrte, das gäbe uns doch ein bischen Mut vor den liberalen Päpſten. Ich weiß nur noch nicht recht, in welcher Form Sie es ſich denken.“

„Ich denke zunächſt an gar keine Form, die nur Zwang üben würde, ohne zu nützen. Ich meine bloß: So und ſo viele kommen jährlich ſo und ſo oft von uns zu Ihnen, und ſo und ſo viele von Ihnen zu uns — die müßten die Brücke zur perſönlichen und ſachlichen Verſtändigung ſchlagen. Das andere giebt ſich von ſelbſt. Es gilt nur eine Gelegenheit zu ſchaffen, daß wir von Ihnen und Sie von uns ein bischen mehr erfahren, daß ein Tauſch unſerer Meinungen, Erfahrungen und Pläne geſchieht, daß ein ſtiller, aber verläßlicher Bund geſchloſſen und mit Geduld gepflegt wird, der, denke ich, beide erfreulich fördern müßte.“

„Wie wäre es, wenn Sie nächſtens einmal nach Wien kommen und öffentlich ſprechen würden? . . .“

„Nein, ich nicht . . . an mich denke ich bei der ganzen Sache gar nicht . . .“

„Alſo ein anderer Ihrer Partei . . . das wäre ja ſchließlich gleich. Aber er müßte öffentlich ſprechen . .“ irgend ein Thema, die „Aufgaben des Liberalismus“

zum Beiſpiel. Das könnte eine Senſation für Wien werden. Erſtens iſt eine große Verſammlung der Liberalen dort an ſich ſchon ein Wunder. Zweitens würde durch den Fremden der Liberalismus wieder einmal über das Maß von Prag und Eger gehoben, auf das man ſeinen internationalen Wert jetzt bei uns durchaus reduzieren will.“

„Das ließe ſich machen. Regen Sie die Sache nur einmal an! Das Wichtigſte bleibt, daß wir die parlamentariſchen Bundesbrüder hier und dort einander nähern und miteinander verſtändigen — davon verſpreche ich mir die beſten Folgen ... und nicht zum wenigſten auch für den Kampf gegen die antiſemitiſche Geſellſchaft.“

13.

John Henry Mackay.

Es war damals, als ich die ganz wilden Sachen ſchrieb, gegen den Zwang und jede Herrſchaft entrüſtet und eine gleiche Freiheit aller Menſchen hoffend. Da näherten wir uns, weil in beiden die nämliche Leidenſchaft, eine ungeſtüme Sehnſucht nach einem froheren und edleren Leben brauſte, und tauſchten Briefe, wo wir die anderen tadelten, uns lobten und feierlich unſere Kräfte in den Dienſt der Menſchheit ſchworen. Wir hatten es ſehr eilig, alle Ordnungen zu brechen und eine beſſere Welt zu ſchaffen.

Er lebte in Zürich. Ich war in Paris. Ich brauche nicht zu erzählen, wie ich mich dort betrug. Es iſt in einem lieben alten Buche verzeichnet: man kennt das „Zigeunerleben“ des Murger und Muſette, Phenice und Mimi ſind unvergeßlich. Man mag da leſen, welcher Ton, welche Sitten, welche Abenteuer in dem Café „Momus“ ſich begaben, wo ſogar

der Kellner durch die Gespräche dieser Philosophen, dieser Künstler in der Blüte seiner Jahre schon verblödet war. Das giebt ein deutliches, genaues Bild, wie ich lebte, und dazwischen wurden, besonders wenn gar kein Geld mehr im Hause war, jene ganz wilden Sachen geschrieben.

Es war eben auf dem Marsfelde die große Ausstellung eröffnet, wir saßen sehr vergnügt in unserem Hotel, Maler, Dichter, lauter bedeutende Leute, einer dekadenter als der andere, und die entsprechende Weiblichkeit — da wird mir plötzlich eine Karte gebracht. Ein Fremder wünscht mich zu sprechen. Ich lese: John Henry Mackay, und kriege einen enormen Schreck vor dem düsteren Apostel der Freiheit, der mir doch meine wenig pessimistische Lage sehr verargen muß. Aber er weiß nun schon einmal, daß ich hier bin, und es hilft nichts mehr.

Er kommt. Er sieht menschlicher aus, als ich mir den Fanatiker dachte. Er hat freilich schwere, dumpfe Wolken auf der mächtigen Stirne. Aber wie er die vielen Flaschen und die Weiblichkeit gewahrt, wird er sichtlich heiter und erleichtert. Gleich kommt der alte Ton zurück, den er nicht stört. In zehn Minuten sind wir die besten Freunde. In einer Stunde trinken wir Bruderschaft. Und diese Nacht und die nächste trennten wir uns nicht wieder und müssen wohl wichtiges besprochen haben.

Wir sind gute Freunde geblieben, obwohl unsere Entwicklungen uns schieden. Er hat seinen wilden

Drang zur Freiheit mit Fleiß gezüchtet und in ein System gebracht, bis aus dem philosophischen Sänger der starre Dogmatiker des Anarchismus wurde, der größte vielleicht, gewiß der ehrlichste, den Europa heute hat. Ich bin ruhiger, skeptischer geworden und kümmere mich jetzt mehr um mich selbst, schöne Dinge in mir zu erziehen, zu reifen und zu entfalten, als um die anderen, welche sich selber auf den rechten Weg helfen mögen, den doch jeder aus sich allein finden muß. So sind wir auseinander. Aber die leisen Fäden lieber Erinnerung verbinden uns immer.

Er ist jetzt berühmt. Den Dichter der „Helene", des „Sturm" und des „Starken Jahres" hörten Wenige. Aber die „Anarchisten", die über die ganze Erde verbreitet, von Louis de Hessem ins Französische, von Georg Schumm ins Englische übertragen wurden und jetzt in einer billigen Ausgabe für das Volk erscheinen, kennen alle. Man hat sie mit Wut getadelt und begeistert gerühmt. Nur verstanden, so eigentlich im Sinne des Dichters verstanden hat sie niemand.

Er ist dick und beträgt sich mager. Die ungestüme und nervöse Hast der fahrigen, rapiden Gesten, der jähen, gesprudelten Rede, will mit dem breiten, gemächlichen Leibe, mit den feisten Wangen, die glänzen, nicht stimmen. Er hat kurze Beine und neigt den schweren Rumpf ein wenig vor, daß er immer wie von hinten umgeblasen gleich auf einen zu fallen scheint. Die Worte gehorchen ihm nicht

ſchnell genug. Er denkt, während er einen Satz ſpricht, ſchon den nächſten, und verwickelt ſich und kommt ins Stottern; er ſtottert auch mit den Händen und Füßen.

Er lacht herzlich, wie ich ihn über den Antiſemitismus frage. Seine vollen, dicken Wangen wackeln. Es ſcheint ihm unerlaubt dumm und jämmerlich, daß Menſchen über ſolche Dinge ſtreiten. „Sag' du den Antiſemiten, daß ſie ſchlechte Nationalökonomen und überhaupt Eſel ſind. Das iſt meine Meinung. Sonſt wüßte ich in dieſer Frage nichts zu bemerken."

„Jetzt weißt du — gar ſo bequem darfſt du dir die Sache doch nicht machen. Der Antiſemitismus iſt immerhin . . ."

„Aber liebes Kind, du kannſt unmöglich verlangen daß ein ernſter Menſch den Antiſemitismus ernſt nimmt. Wer heute noch um Konfeſſionen oder Raſſen ſtreitet, ſtatt ſich als Menſch zum Menſchen zu ſtellen, iſt von ſelber gerichtet. Es giebt heute eine einzige Frage bloß, die jede andere verdrängt und alles entſcheidet: Freiheit oder Zwang. Es giebt ſonſt keine Wahl. Wer die Freiheit will, der muß, wenn er nur redlich und ohne Furcht ihren Gedanken verfolgt, ſich zu meinem Anarchismus bekennen, der Lärm verſchmäht und nur die friedliche Verſöhnung aller Menſchen will."

„Du biſt eben ein unverbeſſerlicher Utopiſt."

„Und du kannſt eben nicht logiſch denken oder vielleicht willſt du es nicht . . .“

„Die Logik ſollſt du lieber laſſen — ſie könnte dir gefährlich werden. Dein ganzer Anarchismus kann von den Prämiſſen nur durch einen logiſchen Sprung zu ſeinem Schluſſe kommen.“

„Das beweiſe —!“

„Leicht! Du beginnſt von der Freiheit. Ich auch. Ich will die größte Freiheit. Aber ſie bleibt mir, ſo lange neben mir auch noch ein zweiter frei iſt, doch immer verkümmert, weil mein Wille von dem ſeinen immer gehemmt und gezwungen wird. Um abſolut frei zu werden, müßte ich erſt ein abſoluter Herrſcher ſein. So komme ich zu Nietzſche und Barrès, nicht zu dir.“

„Abſolut frei könnte nur ſein, wer allein wäre.“

„Na alſo, wenn du das ſelber erkennſt — aber dann iſt es mit deiner Theorie ja ſchon aus. Wenn ich nicht abſolut, ſondern nur relativ frei ſein kann, dann kommt's mir auf ein bischen mehr oder weniger ſchon auch nicht mehr an.

„Du vergißt nur, daß, je höher die Freiheit des einzelnen iſt, deſto höher die Freiheit des anderen wird.“

„Ja, wenn das zu beweiſen und nicht bloß eine leere Behauptung von euch wäre!“

„Du denkſt eben immer an deinen Zuſtand

der Freiheit allein, ſtatt an einen allgemeinen zu denken."

„Was geht mich die Allgemeinheit an? Wenn ich ſchon ändern und beſſern ſoll, dann will ich es radikal. Aber ihr ſeid wunderlich. Königtum und Prieſterſchaft und Polizei ſoll weg, weil ſie euch ſtört; aber der nächſte Philiſter neben mir, irgend ein kunſtblinder Idiot, der mich viel mehr ſtört, darf bleiben. Wie komme ich von der Forderung meiner Freiheit zur allgemeinen Freiheit, die ihr fordert? Da iſt der Sprung. Da wird dann immer die Liebe der Menſchen angerufen — wenn ich aber ſchon liebe, dann brauche ich erſt euere Revolution nicht und füge mich in jede Knechtſchaft."

„Es geſchieht nicht aus Liebe, daß ich die allgemeine Freiheit will, ſondern weil dadurch meine eigene Freiheit gefördert und geſichert wird. Ich laſſe die anderen in Ruhe, um ſelbſt in Ruhe gelaſſen zu werden. Natürlich muß ich auch dann noch auf manche Wünſche verzichten. Natürlich wird auch dann noch Gewalt beſtehen — keine aggreſſive mehr, aber defenſive immer. Der Zuſtand der Anarchie iſt eben auch kein fleckenloſes Ideal, ſondern nur die relativ beſte Ordnung der Geſellſchaft. Er kann mir die Freiheit nicht geben, alles zu thun, was ich will. Aber er giebt mir die Freiheit, nichts zu thun, was ich nicht will. Ich werde nicht gezwungen, und ich darf nicht zwingen . . ."

„Außer zum Anarchismus —“

„Ich denke nicht daran. Ich verwerfe jede Gewalt: es gilt, die Gewalt unmöglich zu machen; das geſchieht nicht, indem man ihr mit Gewalt begegnet — der Teufel läßt ſich nicht durch Belzebub austreiben. Der paſſive Widerſtand gegen die agreſſive Gewalt iſt das einzige Mittel, ſie zu brechen. Ich will von Dynamit und Bomben nichts wiſſen. Ich warte geduldig, in der unerſchütterlichen Überzeugung, daß die Freiheit das Ziel der natürlichen Entwicklung iſt. Es giebt keinen anderen Weg zu ihr, als den der ruhigen, unermüdlichen und ſicheren Aufklärung und den des ſelbſtgegebenen Beiſpiels, bis jeder den allgemeinen Vorteil verſteht und keiner mehr ein Sklave ſeiner Sklaven ſein will.“

„Nicht alle Anarchiſten ſind ſo friedlich —“

„Was man in Deutſchland Anarchiſten nennt, ſind Dynamitarden oder Kommuniſten — unſere ärgſten Feinde.

„Aber wo willſt du denn überhaupt Anhänger finden?“

„In Paris wächſt die Bewegung der Autonomie individuelle, und in Amerika iſt eine kleine, aber ſtetig und ſicher wirkende Schar ausgezeichneter Männer ſeit Jahren an der Arbeit — Tooker in Boſton, dem die Liberty gehört, führt ſie. Europa habe ich mich überhaupt ge-

wöhnt, als ein abſterbendes Land zu betrachten .. und gar Deutſchland, du lieber Gott! Die Deutſchen ſind immer die letzten in der Kultur, aber bei jeder Univerſaldummheit der Menſchen ſind ſie dafür die erſten — ſiehe Antiſemitismus. Ich habe es aufgegeben, hier Vernünftige zu ſuchen.“

14.

Wilhelm Foerſter.

Man rühmt den Geheimen Regierungsrat Foerſter, den Direktor der Berliner Sternwarte, als einen der größten Aſtronomen und rühmt ſeine „Studien zur Aſtrometrie“. Mich intereſſiert er als der Führer der „Ethiſchen Geſellſchaft“ in Berlin, die täglich neue Jünger und Bekenner gewinnt. Es wäre hier zu wiederholen, was ich neulich bei Egidy erzählte.

Er hat mir dieſes Bekenntnis geſchickt:

„Die antiſemitiſchen Hetzereien und Übertreibungen ſündigen hauptſächlich durch die Unterſchiedsloſigkeit, mit welcher ſie den Unſchuldigen zugleich mit dem Schuldigen beſchimpfen und bedrücken.

Heilung von dieſer Erkrankung des Urteils der Menge iſt aber nicht in verdammenden Worten zu ſuchen, ſondern in einer Geſundung der immer unerträglicher gewordenen Zuſtände des Erwerbslebens und der Geldwirtſchaft. Für dieſe Zuſtände ſind

die Juden keineswegs allein verantwortlich, aber in den germaniſchen und ſlaviſchen Ländern haben ſie einen ſehr erheblichen Anteil an den dadurch entſtehenden Nöten und Leiden.

Der Willens- und Geiſteskraft der vielen edeldenkenden Juden liegt daher in erſter Stelle die Verpflichtung ob, an der vernünftigen Umgeſtaltung unſerer wirtſchaftlichen Zuſtände kräftig mitzuarbeiten.

Es iſt erfreulich, zu ſehen, wie viele dies begriffen haben und mit Hingebung am Werke ſind.

Berlin, 9. Mai 1893.

W. Foerſter."

15.

Alfred Naquet.

Ich habe die französische Reihe meiner Interviews mit Alfred Naquet begonnen, weil ich vor allem mich selber, um die anderen dann desto wissentlicher, geschickter zu erforschen, rasch über den Stand der Frage in Frankreich unterrichten wollte, wie sie auf jeder Seite erscheint, für die Freunde und für die Gegner. Das konnte deutlicher, gründlicher und gerechter keiner, als der kleine Jude und große Führer der Boulangisten, welche vor allen anderen Parteien die antisemitischen Schlager in die Menge trieben. Er durfte mir nicht mit den Phrasen der guten Liberalen kommen, welche die Bewegung, die ihnen nicht paßt, einfach leugnen möchten, und durfte doch auch, ohne heikle Fragen von mir zu gewärtigen, die Hetze nicht billigen, sondern er mußte mir ehrlich die Meinung des Volkes berichten, die herrscht. Ein

bißchen war es wohl auch meine alte neugierige Neigung des Psychologen für den sehr bizarren Denker, der immer mit dem rabulistischesten Verstande die zartesten Sachen des Gefühles verteidigt hat. Und es regte sich schließlich das dramatische Gemüt, weil jeder Autor den Vater des „Divorce" mit Dank verehren muß, der dem Vaudeville so viele neue Wendungen und Formen erschlossen hat...

Er hat mich sehr zeitlich bestellt, weil er heute Paris verläßt, um eine Weile den Süden zu suchen. Schmucke Bonnen mit den weißen Häubchen gehen nach dem Markte. In den Läden wird gescheuert. Mädchen trotten trällernd heim, Nelken im Rosenmund und noch wie eine süße Erinnerung der Nacht, wie einen letzten Kuß um die müden Lippen. So wandere ich, über die Oper weg, gen Batignolles, wo die vielen Straßen der fremden Städte sind, die Rue de Berlin, de Londres, d'Amsterdam, d'Athènes.

Rue de Moscou, 44. Ganz oben im fünften Stocke des hageren schweigsamen Hauses. Ich werde in ein schmales, helles, stilles Gemach geführt: sein Bildnis von Alphonse Hirsch, welches die seltsame Mischung von Schmerz und Verstand in den gepeinigten Zügen zeigt, viele Bücher und schwere Lehnstühle, Polster, Chaiselonguen rings, die dem Zimmer eine leise Kränklichkeit geben, wie von einem, der für sich sinnen und einsam von Leiden ausruhen möchte.

Er ist klein, verwachsen und gebeugt. Die Härte des jähen und gewaltsamen Profiles, unter den glatten, weißen Haaren, hinter dem krausen weißen Barte, wird durch die Beweglichkeit der zuckenden Fältchen gemildert, welche der leiseste Wechsel von Gedanken immer gleich wieder verändert. Er spricht geläufig, klare, sichere, druckfertige Sätze.

„Die Frage hat für uns nicht die Bedeutung wie bei Ihnen. Aus zwei Gründen! einmal, weil die Zahl der Juden eine bei weitem geringere ist — im ganzen etwa nur 70000; dann auch, weil man sie viel früher emancipiert hat — die portugiesischen, zu welchen ich gehöre, noch vor, die elsässischen und deutschen während der Revolution, also alle bereits vor hundert Jahren. So ist ihre Assimilierung natürlich heute schon viel weiter gediehen, als bei Ihnen wo doch die Emanzipation erst 1848 erfolgte. Dennoch bleibt auch bei uns immer noch ein atavistischer Haß im Gemüte des Volkes, den jetzt eine kluge und rücksichtslose Partei für ihre Zwecke zu nützen sucht — die Partei der Jesuiten. Ich meine damit keineswegs die katholische Partei überhaupt: denn man muß jetzt genau die Politik der Jesuiten von der des Papstes scheiden, der ja sehr aufgeklärt, gemäßigt und duldsam scheint, mit modernen Anschauungen. Aber die Jesuiten, die unversöhnlichen Feinde unserer revolutionären Entwicklung, hoffen, indem sie den Haß gegen die Juden schüren, sich der Menge wieder zu bemächtigen, über die sie anders nichts mehr ver-

mögen. Wenn sie ehrlich mit ihren wahren Absichten und den alten Losungen von der Religion, dem bedrängten Glauben und dem Kreuze kämen, kein Mensch würde heute mehr auf sie hören. So verstecken sie ihre Wünsche und Pläne hinter Reden, welche der Masse gefälliger klingen, und rufen den Haß und Neid gegen die Juden auf. Aber Jude ist ihnen jeder, der nicht streitbarer Katholik (catholique militant) ist. Freidenker, Atheisten, Protestanten — alles, was ihnen nicht paßt, heißt Jude, und wenn sie es auch eine antisemitische nennen, es bleibt im Grunde doch immer eine klerikale Bewegung, was sie wollen. Das sind die Führer, zu denen sich dann noch ein paar ängstliche Kapitalisten gesellen, die vom Antisemitismus eine ihnen freilich sehr angenehme „diversion“ des Sozialismus erwarten — sie möchten dem Proletariate das Maul mit dem jüdischen Gelde stopfen. Alle diese Versuche haben nun in den Provinzen gar kein Glück — man kennt die Juden dort als redliche, fleißige, betriebsame Leute, und anstößigen Reichtum giebt es dort nicht. Nur in Paris, wo eine gewisse Zahl von jüdischen Spekulanten rasch und nicht immer wählerisch große Vermögen erworben hat, konnten sie einigen Anhang gewinnen, der aber auch ohne Macht, ohne jeden Erfolg geblieben ist. Sie haben noch nicht einen einzigen Kandidaten durchgebracht — man darf sich durch den Lärm der Schreier von der Libre Parole nicht täuschen lassen. Es sind ein paar Leute, welche

die antiſemitiſche Hetze amüſiert — von einer ernſtlichen Partei iſt nicht die Rede."

„Sie glauben alſo an keine Zukunft des Antiſemitismus in Frankreich?"

„Nein . . . übrigens auch ſonſt nicht und auch dort nicht, wo der Antiſemitismus mit ſeinen Behauptungen vielleicht recht hat. Ich will gerne glauben, daß die Juden in Rumänien oder Rußland eine jämmerliche und gemeine Raſſe ſind, wie man das oft hört, und ich kann mich ſelber aus meiner Kindheit — ich bin jetzt achtundfünfzig Jahre vorbei — noch alter Juden aus der Zeit vor der Emanzipation entſinnen, die ganz wunderlich und fremdartig waren. Aber iſt das nicht vielmehr nur das beſte Argument für die Emanzipation? Was anders macht ſie denn elend und jämmerlich, als eben die Knechtſchaft, in der man ſie gefliſſentlich hält? Jede Raſſe, die man beharrlich verachtet, wird endlich verächtlich, und es giebt ein einziges Mittel, ſie zu beſſern — wenn man ihr die volle Freiheit und die volle Ehre giebt . . ."

„Nun nur noch eine Frage: die Boulangiſten, zu denen Sie gehören oder wenigſtens gehörten, gelten doch für Antiſemiten?"

„Der Boulangismus iſt zuerſt, im Jahre 1888, eine ausſchließlich politiſche Partei geweſen, in der es ſich um die Reviſion, um allerhand Fragen der Verfaſſung, nicht mit einer Silbe um den Antiſemitismus handelte, der eben ſchüchtern begann. Erſt vor den

Wahlen 1889 versuchten Drumont und seine Leute die Partei für den Antisemitismus zu gewinnen, den sie als ein sehr wirksames und handliches Mittel für die Agitation empfahlen, und damals hielt Laur in der That eine antisemitische Conférence. Das waren die Anfänge eines antisemitischen Zuges in der Partei, gegen den ich sofort und gegen den auch der General entschieden protestierte, der vom Antisemitismus nichts wissen wollte und alle Antisemiten von der Liste setzte. So ist, so lange er lebte, die boulangistische Partei niemals antisemitisch gewesen und wäre es mit seinem Willen niemals geworden. Nach seinem Tode freilich und nach der Auflösung des Comités wuchs die Neigung zur Libre Parole, nicht etwa aus Überzeugung von ihrer Doktrin, sondern weil ihnen jedes Mittel recht war, die Leidenschaften des Volkes zu reizen, den Aufruhr zu verkünden und den Umsturz zu fördern . . . weshalb ja ebenso ein Teil der Sozialisten mit den Antisemiten hält. Sie denken: mag das immerhin ein Unternehmen der Jesuiten sein — mit denen werden wir nachher schon fertig. Ganz wie die Jesuiten denken: mögen das immerhin Revolutionäre sein — nachher werden wir mit ihnen schon fertig . . . Ja, es ist eine drollige und bizarre Mischung, diese antisemitische Partei!

16.

Jules Simon.

Dem breiten, feierlichen Tempel der Madeleine gegenüber, wo der große Markt von Blumen iſt, ein tiefes, ſchweres, ſchwärmeriſches Duften aus gelben Roſen, braunem Flieder und den blutigen Nelken. Das lange, hagere Haus, das ſich ſchüchtern da vom Platze in den Winkel drückt, iſt ſehr akademiſch; im zweiten Stocke wohnt der runde, heitere Meilhac, der Vater der „Großherzogin von Gerolſtein“ und der „Schönen Helena“, der ſo nebenbei auch „Margot“ ſchrieb, die zierlichſte Komödie des eleganten Lebens; im vierten wohnt der ehrwürdige Jules Simon. Es iſt nun ſchon über vierzig Jahre, daß er hier hauſt, ganz oben, unter dem Dache, in einem bunten, köſtlichen Gedränge von Büchern, Schriften und Papieren, bis an die Decke, daß kaum einmal ein winziges Fleckchen für einen

blaſſen Stich, für ſchlanke Bronzen und die Bilder alter Freunde bleibt.

Er liegt in einem breiten, bequemen Stuhl, den mächtigen, kahlen, gelben Schädel zurück, die ſchweren, dicken Lider zu, wie einer, der leiſe halb im Schlafe vor ſich träumelt, und mit einem milden Lächeln der Verſöhnung um den ſchmerzlichen und herben Mund. Durch die engliſche Tracht der breiten, maſſigen, gepflegten Miene möchte er ein bischen an Gneiſt erinnern, dem auch ſeine Weiſe von Penſioniſten und kleinem Rentier gleicht. Aber der ſcharfe Schnabel der kräftigen Naſe und die ſchlauen Äuglein geben ihm was ſpöttiſches, ſarkaſtiſches, ſatiriſches, das der ſteifen Würde des deutſchen Pedanten fehlt. In ſeiner Rede iſt eine wunderliche Miſchung von Herzlichkeit, die alles entſchuldigen und zum Guten deuten will, von ſtillem Spotte, der den Jammer des Menſchlichen ſich nicht verhehlt, und von einer traurigen Geduld, die vielen Hoffnungen entſagt hat; und er zirpt mit einer dünnen, heimlichen, mädchenhaften Stimme, die in ſchrillen Tönen beginnt, aber ohne Atem ſinkt und dunkel verliſcht. Alles an ihm iſt Milde und Güte, und er ſcheint wie in den ſanften Geiſt ſeines Lebens verhüllt, der immer Ordnung, Friede und Mäßigung war. Ernest Daudet hat ihn einmal in einem einzigen Satze ausgedrückt: Ce fut surtout et avant tout un libéral et un modéré. So iſt ſchon der junge und beredte Lehrer an der Ecole Normale und der Sorbonne

geweſen; ſo hat er in der Conſtituante von 1849 geſtanden; ſo kämpfte er gegen den ſtürmiſchen Ultramontanismus des Montalembert; ſo verweigerte er der Regierung des coup d'état den Eid; ſo ſtritt er als Miniſter der nationalen Verteidigung, vom Falle des Kaiſers bis zum Falle des Thiers, gegen die Kommuniſten; ſo iſt er vor der rohen Leidenſchaft des Mac Mahon mit Würde gewichen — tapfer, gerecht, beſonnen, frei und gezügelt.

Er empfängt mich mit gütigen und lieben Worten, Wien und die Wiener rühmend; er iſt vor Jahren bei uns geweſen und erinnert ſich dankbar der gaſtlichen Stadt.

Ich ſtelle meine Bitte, mich über den Antiſemitismus in Frankreich zu unterrichten.

„Mein Gott, die Antiſemiten! Das iſt eine ſehr trübe und verworrene Partei aus vielen unverträglichen Elementen. Ganz wie früher der Boulangismus, der auch von allen möglichen Parteien gefördert wurde — und neben Rochefort ſtand die Fürſtin d'Uzès! So haben wir jetzt im Antiſemitismus neben dem gläubigen Drumont den alten Atheiſten Cluſeret. Reaktionäre und Revolutionäre durcheinander. Alle Feinde der Republik beiſammen. Da iſt erſtens die Kirche. Die hat ja ſozuſagen den Beruf, gegen die Juden zu ſein, und die Katholiken ſind die Antiſemiten vor dem Antiſemitismus, avant la lettre, bevor die billigen Abzüge für die Menge ausgegeben wurden, noch bevor es in eine

populäre Formel gebracht wurde. Sie ſind die Fürſtin d'Uzès des Antiſemitismus. Dann kommen die Sozialiſten, welche ſehr geſucht ſind, weil man die Schwäche der religiöſen Argumente fühlt, die heute nicht mehr wirken. Das Bündnis der beiden Feinde ſcheint ſeltſam, aber es iſt ſelbſtverſtändlich. Die Reaktionäre ſagen ſich: Wir brauchen die ſozialiſtiſche Hilfe, um über die Menge zu herrſchen. Und die Sozialiſten ſagen: Uns iſt alles recht was die Unzufriedenheit, die Verwirrung, den Aufruhr fördert; ſpäter wird man dann ſchon ſehen. Sie ſind nicht bedenklich in der Wahl ihrer Mittel. Das iſt überhaupt jetzt modern. Wenn man nur den Gegner trifft! Nach der Wahrheit und Gerechtigkeit wird nicht gefragt. Was irgendwie wirken kann, iſt willkommen. Gegen den Feind gilt jede Waffe. Ich habe das ſelber erfahren. Man hat ſich nicht geſcheut, auch mich einen Juden zu nennen, obwohl ich es nicht bin und nicht war — meine Schweſter hat ſich ſogar der Miſſion gewidmet und in Südamerika ſieben Kirchen geſtiftet. Aber das macht dieſen Leuten nichts. Wer ihnen nicht paßt, heißt jetzt Jude. Es liegt ja auch weiter nichts daran — ich erwähne es nur, um die Art ihres Kampfes zu zeigen, die légèreté ihrer Behauptungen und Beweiſe.... Alſo erſtens die Katholiken, welche alten ererbten Inſtinkten gegen die Juden folgen; zweitens die Revolutionäre, die der Haß gegen jede Ordnung führt; hinter ihnen die große Maſſe aller

Unzufriedenen, die jede neue Phraſe bethört. Kein Wunder, daß das großen Lärm auf den Straßen giebt — aber von einer ernſtlichen Bewegung kann man doch eigentlich kaum reden. Das wirkliche Volk hört nicht auf ſie und kümmert ſich um die Hetze nicht. Es hat keine Antipathien gegen die Juden .. oder doch höchſtens nur gegen einen Teil der Juden, gegen die elſäſſiſchen und deutſchen ... und nicht um ihrer Religion willen. Man muß da genau unterſcheiden. Gegen die portugieſiſchen Juden iſt nigends Haß. Ich weiß das zum Beiſpiel von Bordeaux, wo ich früher gewählt war. Da giebt es ſehr viele Juden. Sie ſind im Handel, in der Bank, in der Induſtrie; man ſchätzt ihren Fleiß und Eifer und achtet und verehrt ſie ſehr. Sie gleichen auch durchaus den katholiſchen Franzoſen. Anders im Elſaß. Da liegen die Dinge weſentlich anders — ich kenne ſie auch ein bißchen, weil ich alte intime Beziehungen zu Mülhauſen habe. Da herrſcht Haß gegen die Juden und daher, aus dem Elſaß, iſt uns der Antiſemitismus gekommen. Elſäſſer haben ihn nach Paris gebracht und gegen die elſäſſiſchen, vielmehr gegen die deutſchen Juden ſind allerdings auch bei uns manche Kreiſe jetzt ſehr empfindlich. Beſonders an der Börſe. Ich weiß — es mag ungefähr zwei Jahre her ſein — einen Fall, wo es einem Schützling des Rothſchild mit aller Protektion nicht gelang, agent de change zu werden; das Syndikat ließ ihn einfach nicht zu und ſagte: wir haben ſchon genug

Juden. Aber das ſind doch immer nur einzelne Fälle. Sonſt können ſich die Juden nicht beklagen. Wir haben im empire ſogar zwei jüdiſche Miniſter gehabt, und wir haben jüdiſche Diviſionsgenerale, und ich glaube nicht, daß an der ſozialen Geltung der Juden etwas geändert werden wird. Ich glaube nicht, daß der Antiſemitismus bei uns eine Zukunft hat. Er iſt doch gar zu ſehr gegen den Geiſt unſerer Raſſe, die immer duldſam und liberal war. Wir ſind ein pays de tolérance, même d'indifférence. Man darf ſich durch das bischen Lärm nicht täuſchen laſſen."

17.

Anatole Leroy-Beaulieu.

Es ſind zwei Brüder, Anatole und Paul, nur durch ein Jahr im Alter geſchieden, beide Ökonomen, und wohl die größten, welche Frankreich heute hat, beide Lehrer an der École libre des sciences politiques, beide in der Académie des sciences morales. Paul, der auch der Gründer des Economiſte Français iſt, hat über die Verwaltung in England und Frankreich, zur Lehre von den Steuern und eine Kritik der Sozialiſten, „Le collectivisme“, geſchrieben; Anatole über das zweite Empire und ruſſiſche Studien, die in drei Bänden über „Das Reich der Zaren und die Ruſſen“ ſeinen Namen machten. Sie ſtecken auch beide viel im Journalismus, indem der Ältere ein treuer Arbeiter an der Revue des deux Mondes und Paul ein eifriger Gaſt im Temps, in den Débats, in der Revue Contemporaine iſt.

Er wohnt ſchon auf dem Lande und kommt nur

Samstag zu den Sitzungen der Akademie herein. Dahin bittet er mich, wo wir nachher behaglich plaudern könnten. Und so wandere ich — was thut der Mensch nicht alles, wenn die Ambition gereizt ist, für seinen Beruf und das Gedeihen seiner Brüder? — so wandere ich über die schmale Brücke der Künste, mit beglücktem Blicke die hellen Bilder schlürfend, die der königliche Strom gewährt, nach der korinthischen Ordnung des feierlichen, nur ein bischen steifen Instituts, das Mazarin gestiftet hat. Da ist ein strenger, würdiger Friede rings, als wollte der weite Platz in Reue seine sträfliche Geschichte sühnen: denn hier war einst das Hotel de Nesle, wo die schwüle Margarete von Burgund, die Frau des zehnten Ludwig, fremde Knaben in ihre gierigen und wilden Sinne lockte, um nach dem Taumel jäher Lüste die Verbrauchten dann zu töten und in die Seine zu stürzen, die lauernd unten dunkel schwoll.

Die Schritte hallen. Ich muß erst eine Zeit in dem Marmor, zwischen den fahlen Büsten strenger Denker suchen, bis ich endlich einen Diener finde, der den Gast verschlafen mustert und mürrisch in die Sitzung läßt. Es ist ein langer, schmaler tiefer Saal, die hohen Wände grün, und grün die feierlichen Tische, Büsten in den Nischen und ein kräftiges Porträt des roten Kardinal. Aber wer auf die Akademiker schaut, muß sich in der Oper glauben: Glatzen, nichts als Glatzen, kahle, gelbe, steile, spitze,

runzelige Glatzen rings, in sehr pittoresken Formen. Alle neigen schwer die schlaffen Köpfe, blinzeln müde und lächeln leise nur und sanft, als wie im Traume, während der Redner heimlich aus seinen Akten murrt. Es wäre die Stimmung, ein Dornröschen zu dichten.

Paul Leroy-Beaulieu leitet die Sitzung. Er ist groß, kräftig, schön, mit edlen Zügen, üppigen Locken, die kaum vom ersten Grau erschimmern, und einem ritterlichen Schwung in jeder Geste. Anatole scheint bläßer und zarter daneben, mit einer stillen, feinen, kranken Miene, welche die Geduld langer Arbeit verwischt, verwelkt, verhärmt hat.

Wie endlich der Letzte seinen Bericht geraunt hat, und die müden, schiefen Männchen, in den steifen, schwarzen Röcken, mit den steilen, gravitätischen Krägen, langsam gehen, setzen wir uns und plaudern.

„Es ist selbstverständlich, daß ich ein Gegner des Antisemitismus bin. Ich bin sein Gegner als Christ und Franzose. Als Christ kann ich eine Lehre nicht dulden, welche Haß verkündet und Zwietracht unter die Menschen bringt. Als Franzose kann ich unsere alte Tradition der Gerechtigkeit und Freiheit nicht verleugnen, die uns unsere geschichtliche Stellung in Europa giebt. Der Antisemitismus ist gegen den Geist unserer Rasse. Er ist uns aus der Fremde gekommen, über den Rhein her, und wird bei uns nicht heimisch werden. Wir werden uns niemals in

eine politiſche Lehre finden, die eine wüſte Miſchung von reaktionären Inſtinkten und revolutionären Begierden iſt. Dabei will ich keineswegs leugnen, daß in den Beſchwerden der Antiſemiten ſich manche Wahrheit findet. Sie haben Recht mit ihren Klagen über die Abgötterei des Goldes, die ſchändliche Verdorbenheit der Regierungen und die Ausbeutung des Volkes. Aber ſie täuſchen ſich über die Urſache des Übels. Es ſitzt viel tiefer, als ſie denken, und wären alle Juden von Frankreich, ja aus Europa vertrieben, die Laſter, unter denen wir leiden, blieben die gleichen. Die Löſung iſt nicht ſo leicht, wie ſie glauben, und der Antiſemitismus, der alle Schuld den Juden giebt, wird die Heilung nur verzögern, die aus uns ſelber kommen muß . . . Das wäre ſo ungefähr ein Bekenntnis meiner Stellung zum Antiſemitismus."

„Halten Sie den Antiſemitismus — in Frankreich — für eine religiöſe oder für eine nationale Partei?"

„Ich glaube, es ſpielen viele Momente zuſammen. Aber die nationalen und ſozialen ſind wohl die wichtigeren. Das religiöſe hat wenig Bedeutung. Es iſt ja auch da, und man beſchuldigt die Juden, die Geſellſchaft zu entchriſtlichen, ohne zu denken, daß ſie ſich ſelber zur gleichen Zeit entjuden (déjudaïsent), weil eben beide, Arier und Semiten, in der modernen Entwicklung die gleiche Paganiſation erfahren, die ebenſo über die Thora, wie über das Evangelium

triumphiert. Aber das ist nur eine ganz geringe Gruppe, die von diesen Sorgen geleitet wird. Die religiösen Fragen haben bei uns heute keine Macht mehr, und ohne die Hilfe nationaler und sozialer Instinkte wäre der Antisemitismus ohne Gefahr. Es sind die nationalen Momente, die seine Bedeutung machen, und als eine Form des Protektionismus, der die vaterländische Kultur gegen die fremden Elemente schützen will, hat er die meisten Freunde gewonnen. Das ist in dieser Zeit des nationalen Dünkels ja begreiflich, daß man ein eigenes Volk im Volke, einen Staat für sich im Staate nicht dulden will, wie es von den Juden behauptet wird. Es fehlen nur alle Beweise für diese Behauptung, und der Vergleich mit den Chinesen in Amerika, den die Antisemiten lieben, stimmt nicht. Die Juden sind seit der Emanzipation so gute Franzosen, wie ihre katholischen oder protestantischen Brüder: denn die Nationalität wird heute nicht mehr durch die Rasse, sondern die Gemeinschaft des Geistes, der Sitten, der Gefühle entschieden. Die deutsche Art, die Nationalität auf die Rasse zu stellen, scheint für unsere französische Gewohnheit so thöricht und reaktionär, wie die russische Art, sie auf die Einheit der Religion zu stellen. Es ist für die modernen Völker, wie sie nun einmal geschichtlich geworden sind, einfach gar nicht mehr möglich, weil sie alle Konglomerate sind. Auf welche Rasse wollen wir unsere französische Nationalität denn stellen, da wir doch ein Gemisch von Cimbern, Galliern, Iberen und Lateinern sind?

Und nichts erlaubt den Glauben, reine Arier zu sein, weil man ja die Wirkung der fossilen europäischen Rassen nicht vergessen darf. Und denken Sie doch nur an die Ligurer in Spanien und in der Provence! Denken Sie an die Finnen in Ungarn und Rußland! Wo ist denn heute eine Rasse in Europa, die unvermischt und rein geblieben, die unzweifelhaft arisch wäre? Aber wenn man, weil es unmöglich ist, sie auf die Rasse zu stellen, die Nationalität auf die Einheit der Geschichte und Entwicklung stellt, dann ist es so ungerecht als thöricht, die Juden zu scheiden, deren einige bei uns, die provençalischen zum Beispiel, seit zweitausend Jahren im Lande sitzen. Sie gehören zu unserem Volke, wie die anderen, denen sie in allen Dingen gleichen. Man kann das freilich nicht von allen behaupten. Besonders von den polnischen und deutschen Juden nicht, die uns aus Frankfurt oder aus Galizien kommen und oft in den Geschäften eine ärgerliche Rolle spielen. Aber nicht weil sie Juden, sondern weil sie Deutsche oder Polen sind, empfinden wir sie als Fremde."

„Glauben Sie, daß der Antisemitismus in Frankreich eine Zukunft hat?"

„Ich glaube, daß er keine Zukunft hat, aber ich glaube, daß er lange genug dauern wird, weil er den Sozialisten bequem ist. Es steckt viel mehr Sozialismus in ihm, als man denkt, und er wird sich immer sozialistischer entwickeln, weil wir so wenige Juden haben, daß sich die Bewegung von selber bald

gegen das Eigentum, gegen das Kapital überhaupt kehren wird, unbekümmert um Konfession und Rasse. Heute schreit man: alle Juden sind Diebe. Morgen wird man schreien: alle Bürger sind Diebe. Der Jude ist nur ein handlicher Ausdruck für dir Hetze gegen das ganze Bürgertum, und es scheint mir unvermeidlich, daß der Antisemitismus immer revolutionärer gegen die staatliche Ordnung wird. Die konservativen Elemente verschwinden — wir haben nur noch einige auf der äußersten Rechten, wie den Grafen de Mun, während der Graf von Paris von Drumont bereits als Freund und Genosse der Juden behandelt wird. Es wird nicht lange dauern und der Jude wird nur noch ein bequemes Wort für den Besitz überhaupt, für alle Reichen sein. Es wird nicht lange dauern, und der Antisemitismus wird in den reinen Sozialismus versinken. Das scheint mir unaufhaltsam, und das scheint mir seine eigentliche Gefahr. Es sind viel weniger die Juden als die ganze bürgerliche Ordnung, die er bedroht. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß er manches zur Sprache bringt, was an den Juden wirklich wenig erfreulich ist, und er kann ihnen vielleicht sogar sehr nützlich werden, indem er ihre eigene Erkenntnis fördert. Die große Rolle zum Beispiel, die sie in der Freimaurerei spielen, oft weniger aus Überzeugung, als um sich in der Gesellschaft vorwärts zu bringen, Verbindungen zu gewinnen und in sonst verschlossene Kreise zu dringen, ist in der That be-

denklich. Aber wenn man so meinen möchte, daß eine gelassene Erörterung mancher Dinge den Juden nicht schaden könnte, ist doch auf der anderen Seite die Gefahr nicht zu verkennen, daß man dadurch am Ende ihre Assimilation nur verzögert, erschwert, ja wieder aufhebt. Ich möchte Sie da auf mein Buch über den Antisemitismus*) verweisen, wo ich von einem russischen Juden, einem Studenten, erzähle, der mir gesagt hat: „Wenn man uns beharrlich als ein fremdes Volk behandelt, müssen wir da nicht auf den Gedanken kommen, es wirklich zu werden? Wir mühen uns, unsere Besonderheit zu verlassen, und man stößt uns gewaltsam in sie zurück. Wäre es da ein Wunder, wenn unser Stolz sich wehrte und wir die Wiedergeburt des alten Israel versuchten? und warum sollte es uns nicht gelingen, einen jüdischen Staat zu gründen, wo wir nach unseren Gesetzen und Sitten leben dürften, unserer Tradition gemäß?“ So könnte es geschehen, daß gerade durch den Antisemitismus die Juden würden, was heute die Antisemiten fälschlich von ihnen behaupten: ein besonderes Volk für sich unter den Völkern. Darum bekämpfe ich den Antisemitismus, so wenig ich blind gegen manche jüdische Schäden bin, die nur meistens nicht in der Rasse, sondern in den Verhältnissen liegen und durch vernünftige Reform geheilt werden können. Ich denke da besonders an

*) „Israël chez les nations“. Paris, Calmann Lévy.

Algier, wo in der That die Klagen über die Ausbeutung der Araber durch den jüdiſchen Wucher, den freilich oft genug auch Chriſten üben, nicht ohne Grund ſind. Man müßte da den kleinen Beſitz geſetzlich ſchützen. Anderswo werden ſich wieder andere Mittel empfehlen. Man kann nicht die gleichen Geſetze für alle Länder machen. Aber die wüſte Hetze gegen eine ganze Klaſſe unſerer Bürger iſt verächtlich und gemein, unwürdig der Zeit, in der wir leben, und der Nation, zu der wir gehören."

18.

Alphonſe Daudet.

Daudet iſt ein rechter Ahasver der Wohnung. Er wechſelt ohne Raſt. Jeder Roman iſt in einem anderen Hauſe geſchrieben, das er je nach der letzten Stimmung wählt. So ſind alle Winkel von Paris ſchon ſeine Herberge geweſen. Aber unwiderſtehlich lockt es ihn immer wieder in das lateiniſche Viertel zurück, zum Luxembourger Garten, wo der ſchwärmeriſche Jüngling einſt die ſchwülen Träume, die verwegenen Wünſche ſeiner erſten Not ſpazieren führte, unter die platten und gemeinen Formen der runden Türme von Saint-Sulpice, auf die ſeine enge, elende, verlotterte Manſarde ſah, im „Grand Hotel du Sénat“ für fünfzehn Franken den Monat.

Er wohnt jetzt Rue de Bellechaſſe, einer dunklen, ſtummen und verlorenen Straße, die vom Quai d'Orſay, dem breiten, feierlichen Platze der Akademie, wo die Bouquiniſten die alten, ſchwarzen, zerfreſſenen

Folianten halten, in das Quartier ſteigt, an der cour des comptes vorüber, die ſeit der Kommune in verrauchten Trümmern ſchläft, um welche ſchweres Grün von langen, düſteren, üppigen Gräſern ſprießt.

Hinten im Hofe. Und wieder erſt drei ſteile Treppen. Ich muß an das Wort denken, das Bardoux, der Miniſter der ſchönen Künſte von 1877, einmal einem engliſchen Geſandten geſagt hat: „Sie kennen Paris nicht, mein Lieber, und das kommt daher: Sie machen Ihre Beſuche nicht hoch genug. La France n'habite pas au premier, la France loge au troisième étage, au quatrième, parfois sous les toits.“

Ein dunkles, ſtrenges, ſtilles Gemach, mit ſchweren Stoffen gegen die Welt verhängt, gegen Licht und Lärm von draußen, in matte, leiſe, zärtliche Farben gehüllt, die beſchwichtigen. Eine ängſtliche, zage, gleitende Stimmung wie um das Bett einer kranken, ſcheuen, empfindlichen Frau. Und alles in tief verwölktes Grau getaucht, aus dem, unter dem hellen Bilde des Edmond de Goncourt von Bracquemont, die weiße Bläſſe ſeiner gepeinigten Miene geſpenſtiſch ſcheint. Alles will enteilen, will verrinnen, und ſeine Züge, ſeine Formen ſchweben im Nebel, wie man den Beſuch von Geiſtern träumt. Carrière hat in ſeinem berühmten Porträt dieſes Myſtiſche und Entkörperte des nervöſen Dichters gegeben.

Er liegt, hält die Krücke, ohne die er ſich nicht mehr bewegen kann, und wälzt ſich ohne Raſt, wie

einer im Fieber immer wieder die Kiſſen wendet und von tauſend Lagen vergeblich Erleichterung begehrt. Die edle, von Leiden gezeichnete Miene hat eine unſägliche Feinheit der Linien und Fältchen, welche die Gewohnheit langer Qualen, tiefer Krämpfe giebt, einen milden Schimmer jener letzten Anmuth, die oft an ſchwindſüchtigen Mädchen iſt. Er ſcheint krank, aber er ſcheint nicht alt; man würde ſeine 53 Jahre nicht vermuten. Er ſcheint eher wie ein ſchöner Jüngling, der ſtirbt. Und wer die innige Träumerei der verſchleierten Blicke und den Spott ſeiner herben Lippen vergleicht, kann aus dem wunderlichen Widerſpruche gewahren, daß er immer ein Troubadour und immer ein Boulevardier war.

Er ſpricht leiſe und ſanft, aber die Worte ſind warm und feucht, leuchten und quellen von Gefühlen, immer wie unter dem Thau jener sensibilité violente, welche Lemaître die Dominante ſeiner Werke, ſeines Lebens genannt hat. Er ſpricht nervöſe, von einem zum andern, ohne ſtrenge Folge, in zerriſſenen Sätzen, die ſich drängen.

„Ich bin ja kein Politiker, ich kümmere mich nicht um Politik, ich verſtehe davon nichts — ich folge unbeſonnen meinen Stimmungen, die wechſeln. Alſo — von der antiſemitiſchen Doktrin weiß ich nichts; ich kann keine Gründe für oder gegen ſie ſagen. Ich kann nur meine Stimmungen ſagen, die vielleicht nicht immer gerecht ſind — ich bin eben der Knecht meiner Nerven. Ich fühle plötzlich Sympathien ohne

Grund, und ohne Grund werden ſie in Antipathien verwandelt. Mit dem Antiſemitismus geht es mir gar ſeltſam. Als ich noch mit Drumont intim verkehrte, war ich ein heftiger Gegner der Antiſemiten. Seit wir uns nicht mehr ſehen — ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich fühle jetzt, daß ich mich ſeinen Gedanken bisweilen nähere. Wir waren früher ſehr intim. Er kam oft, und jedesmal wurde über den Antiſemitismus geſtritten. Aber wir konnten uns nicht verſtändigen. Ich habe das Pech, ſehr wenig Religion zu haben — das intereſſiert mich nicht, reizt mich nicht. Es iſt vielleicht ein Unglück, aber ich kann es nicht ändern. Und einen um ſeinen Glauben zu haſſen, zu ſchmähen zu verfolgen, das ſchien mir ganz ſchändlich und abſcheulich. So wurde immer gezankt; und beſonders meine Frau, die gerecht und milde iſt, ereiferte ſich ſehr. Nun ſehen wir uns gar nicht mehr. Er iſt ein ausgezeichneter Menſch und ein Schriftſteller von ungewöhnlicher Bedeutung, aber leidenſchaftlich, ungerecht und ohne jedes Maß. Was er jetzt alles über mich ſagt! Gerade daß er eben noch mein Talent gelten läßt, aber er erzählt die ſchauerlichſten Dinge von meinem Geize und meiner unbändigen Sucht, Geld zu häufen . . . daß ich meinen Sohn, um mich zu bereichern, mit der kleinen Hugo*) verheiratet habe..

*) Léon Daudet, der philoſophiſche Dichter von „Germe et Poussière“ iſt mit Jeanne Hugo, der Enkelin Victor Hugo's vermählt.

als ob ſich die Söhne ſo einfach verheiraten ließen.. und ich bitte Sie, was hat man denn von dem Gelde ſeiner Schwiegertochter? Aber ſo iſt er. Ja — was wollte ich ſagen? Damals war ich alſo ein heftiger Gegner der Antiſemiten. Aber jetzt — ich kann nicht leugnen, daß ich mich jetzt bisweilen auf ſeltſamen Gedanken ertappe. Wenn man die großen Schwindeleien und Tripotagen ſieht, und wenn man ſieht, daß in allen ſchmutzigen Geſchäften immer die Juden die erſte Rolle ſpielen — ja, da wird es einem ſchließlich ſchwer, ſich einer gewiſſen Antipathie zu erwehren. Das hindert mich nicht, mit vielen Juden Freundſchaft zu halten. Aber im Grunde meiner Seele bin ich ein bischen mißtrauiſch geworden. Wenn der Antiſemitismus ſiegen würde, wäre ich der erſte, gegen ihn zu proteſtieren . . . weil ja das doch nicht geht und unſere Kultur gefährden könnte. Aber ſo lange die Juden herrſchen und alle großen Geſchäfte und die ganze Politik führen, fühle ich mich ſo vaguement Antiſemit. Sehen Sie zum Beiſpiel: Ich wohnte früher einmal place des Vosges in dem alten Hotel Richelieu. Das war auf dem ganzen Platze das einzige Haus, das noch nicht den Juden gehörte. Dagegen läßt ſich nun eigentlich gar nichts ſagen. Aber ich kann mir nicht helfen, ich muß geſtehen: Mir giebt es ein unangenehmes Gefühl. Ich bin kein Spezialiſt der Frage; ich unterſcheide nicht viel zwiſchen portugieſiſchen und deutſchen Juden, wie die Feinſchmecker des

Judaismus; ich verdamme natürlich die Hetze gegen die Juden; ich erkenne die Gefahren des Antiſemitismus für die Ordnung und die Freiheit — aber ich würde lügen, wenn ich eine gewiſſe leichte unbeſtimmte Abneigung verhehlen wollte, die ſich bisweilen in mir regt."

„Wie denkt man denn ſonſt in Ihren Kreiſen über die Frage . . . unter den Schriftſtellern und Künſtlern?"

„Ich glaube nicht, daß es da Antiſemitismus giebt. Ich habe niemals eine Spur gefunden. Übrigens iſt da ein Urteil ſehr ſchwer — wie ſollte ſich das ausdrücken?"

„Ich meine zum Beiſpiel in der société des gens de lettres. Hat ſich da ſchon irgend eine antiſemitiſche Strömung gezeigt?"

„Nein, niemals — und das würde auch gar nichts beweiſen. Die société des gens de lettres hat keine Bedeutung. Sie dürfen nicht glauben, weil Zola jetzt Präſident iſt — der würde jetzt überall Präſident ſein. Es giebt gar keinen Verein deſſen Präſident er nicht ſein möchte: Feuerwehr Hausmeiſter, Nachtwächter — ſeit er ſich das neue akademiſche Gehirn zugelegt hat, iſt ihm das ganz gleich. Il adore la présidence . . . Aber nein, ich glaube nicht, daß es in unſeren Kreiſen Antiſemitismus giebt. Einige von den „Jungen" haben das Treiben der jüdiſchen Welt geſchildert, wie Lavedan im „Prince d'Aurec". Aber das habe ich ſchließlich

ſchon zwölf Jahre früher gethan, in den „Rois en exil“, die aus einem ſtarken Gefühl von der Macht des Geldes geſchaffen ſind. Nur hat man mich damals ausgepfiffen und ausgeziſcht, weil ſich ſowohl die Juden wie die pſchütten Ariſtokraten gegen das Stück empörten . . . Und übrigens, ich bin auch gar kein Theatermenſch.“

„Sie ſchreiben jetzt ein neues Stück für die nächſte Saiſon?“

„Ja, ich mache den nämlichen Stoff dramatiſch und in einem Roman. Er heißt: „Le soutien de famille.“ Der Titel iſt ironiſch — eine Stütze der Familie, die ſich um 11 Uhr das Frühſtück ins Bett bringen läßt — ſo in dieſer Weiſe. Der Roman wird ſehr bitter und herb. Für die Bühne muß ich es natürlich ein bischen glätten und mildern, weil ja dort alles immer ſozuſagen den Geſchmack der Feerie haben ſoll.“

19.

Francis Magnard.

Der Herausgeber des Figaro hat im Journalismus von der Pike gedient. Er begann in allerhand kleinen satirischen Wochenschriften und jugendlichen Revuen. Kaum 25 Jahre trat er in die Journale des Herrn v. Villemessant, als Redakteur des Evenement und des Figaro. Er führte die Geschäfte des „liseur", indem er täglich die letzte Meinung von Paris aus allen Zeitungen suchte und der Menge in handlichen, bequemen Formeln bot. 1876 wurde er Redakteur en chef, nach dem Tode des Villemessant einer von den drei Direktoren des Figaro, den er aus einem engen Mittel der monarchischen und klerikalen Partei zu einer freien Tribüne aller neuen Triebe, aller Launen, aller Moden gemacht hat, welche unter den Menschen kommen und schwinden.

Sein literarisches Gepäck ist gering: Ein Roman,

„Confessions de l'abbé Jérôme“, der 1869 erſchien und jetzt nicht mehr im Handel iſt, und ein ſatiriſches Werk „Vie et aventures d'un positiviste, histoire paradoxale“ (1876). Der Akademie, für welche er eben jetzt das erſte Mal, noch gegen ſeinen Willen kandidirt wird, kann es dennoch genügen. Sie wird ja nicht den Schriftſteller, ſondern den Meiſter des neuen Journalismus empfangen.

Es iſt nicht leicht, einen gerecht zu ſchätzen, der ſo viele in Hoffnungen getäuſchte Feinde, ſo viele von Vorteilen beſtochene Freunde hat, je nach den Dienſten, die er verweigert oder gewährt. Manche rühmen, daß er ein unvergleichlicher Entdecker, der immer friſche Talente aus ihrer unbekümmerten Verborgenheit ſpürt, und mit empfindſamen, verläßlichen und feinen Witterungen aller leiſen Triebe in der Kunſt, im Leben, in den politiſchen Prozeſſen wunderbar gerüſtet ſei, und rühmen die köſtliche Klarheit jener winzigen Artikelchen, die in ein paar knappen, dürftigen Zeilen jeden Morgen die Formel des Tages, den Geiſt der letzten Stunde geben und ſo die Loſung des Villemeſſant mit Glück bewähren: Donner tous les jours une idée aux lecteurs. Andere ſchmähen, daß er ohne Überzeugung, ohne Treue an Perſonen oder Sachen, ohne rechte Folge ſeiner Pläne, heute verteidige, was er noch geſtern geleugnet, und wie der erſte einen zu entdecken, auch gerne wieder der erſte ſei, der einen verrät, und ſchmähen ſeinen weichen, geſchmeidigen, unſelbſtiſchen

Stil, der immer deutlich die Spuren ſeiner letzten Begegnung, ſeiner letzten Lektüre und nur jene leere widerliche Klarheit eines ſeichten Waſſers hat. So wechſeln Lob und Schande. Und wenn ihn Catulle Mendès, der ſüße, liebliche Poet, einen der esprits les plus intéressants et les plus intéressés de ce temps genannt hat, ſo hat ihn der ſpöttiſche Bergerat einen équilibriste moral, social, artistique genannt, der nur die eine Kunſt zu üben wüßte: satisfaire toutes les opinions, contenter tous les partis, tirer de l'abonnement dans tous les camps.

Sie haben wahrſcheinlich beide recht, die Schwär- und die Läſterer, und beide meinen wahrſcheinlich das Gleiche, das bloß jeder anders ſieht, wenn es ihm nützt oder ſchadet. Er iſt kein Politiker: er hat kein eigenes Geſicht, keine vision particulière der Dinge, die es ihn mit Leidenſchaft im Staate zu geſtalten drängte. Er iſt kein Künſtler, weil ihm jede beſondere Empfindung fehlt. Er iſt kein Stiliſt, der ſeine perſönliche Form der Ereigniſſe hätte. Er iſt ein Philiſter: er hat alle gemeinen Inſtinkte der Menge. Er iſt ein Snob: er hat alle launiſchen Moden des Boulevard. Aber er weiß die Inſtinkte, welche die Menge bloß ahnt, und er findet die Moden, welche der Boulevard erſt nach ihm äfft. Er iſt immer heute ſchon jene Form von Snob und Philiſter, welche die anderen erſt in ſechs Monaten ſein werden. Er hört Begierden, welche in den anderen noch ſchweigen; er hat die Moden, bevor ſie noch

modern ſind; und immer ein halbes Jahr früher fühlt er die Launen, die wechſeln. Er iſt eben ganz einfach der große Journaliſt, welcher der Menge gleichen muß, um auf ſie zu wirken, über ſie zu herrſchen, aber vor ihr alle Regungen vernehmen muß, um ſie zu führen.

Er iſt klein, beweglich und ſpitz. Spitz — das iſt das Wort, daß ſeine Weiſe giebt. Spitz iſt der kurze, enge, weiße Bart, der ſeine ſchmale, pfiffige, ſpitze Miene rahmt, und ſpitz iſt jede der ſchnellen und behenden Geſten, die er auf einen wie raſche Dolche ſtößt. Und er läuft durch die knappe Stube, wo allen Platz ein ungeheurer Tiſch nimmt, wie ein Fuchs im Käfig ohne Raſt, unabläſſig ſich wendend und in großen Bögen kreiſend. Er iſt ſehr gaſtlich, von jener leichten, raſch ergebenen Höflichkeit der Pariſer, die jeden Menſchen gleich als Kollegen dieſes miſerablen Lebens nimmt; aber man merkt doch an der geſchwinden Haſt der nervöſen Miene, welche zuckt, daß ein Wuſt von Sorgen und Geſchäften den Atemloſen drängt. Er hat einen faſt kommerziellen Eifer in den Reden und Geberden, mit der Eile großer Unternehmer, wie man an der Börſe verhandelt, und hat dabei die flinke, kurze Vertraulichkeit, welche die Gewohnheit vieler Menſchen giebt.

Er ſpricht, wie man telegraphiert: nur die einzelnen Schlager allein — die Verbindungen ſuche ſich der Adreſſat. So mag er den Sinn eines „Leiters“ diktieren, den ein Gehilfe dann ergänzen und retho-

risch putzen soll. Es ist eine seltsame Mischung von Härte und Milde, weil er ja mit einem Worte viele Dinge, rasch alles sagen, und doch von seinen tausend Rücksichten keine vergessen möchte.

„Der Antisemitismus ist eine Erfindung des Herrn Eduard Drumont — das heißt: Stimmungen gegen die Juden hat es natürlich immer gegeben, Vorurteile und Gehässigkeiten. Aber das war sonst eine rein persönliche Angelegenheit. Man mochte die Juden, oder man mochte sie nicht, wie es jedem gefiel — mit der Politik hatte es nichts zu thun. Den politischen Antisemitismus hat erst Drumont geschaffen und entdeckt, und erst mit der France juive wurde er geboren. Drumont hat aus seiner einzelnen Antipathie ein allgemeines Prinzip gemacht, das freilich bald genug den eigenen Urheber verleugnete und manchen Wechsel erfuhr. Es hat, während er es aus seinem religiösen Gefühle schuf, eine Frage der Rasse zuerst und jetzt eine soziale Frage gegeben; reaktionär angezettelt, wird es jetzt mit jedem Tage revolutionärer, und der gute Drumont, der leidenschaftlich, ohne Maß, aber ritterlich und ehrenhaft ist, wird noch einmal vor den Folgen seiner That erschrecken. Gegen das jüdische Geld hat es begonnen, aber es wird vor dem christlichen nicht halten. Die Note, die ihm die Herkunft von einem religiösen Schriftsteller giebt, verliert sich schon, und die Hetze gegen den jüdischen Gewinn wird immer deutlicher eine Hetze gegen jeden Gewinn ohne

Arbeit überhaupt. Es ist nur eine Frage der Zeit, vielleicht von ein paar Monaten bloß, wann diese Verwandlungen schließen, der reine Antisemitismus höchstens noch als ein Sport der vornehmen Gesellschaft dauern und der reine Sozialismus ihn verdrängen wird. Das scheint mir ohne Zweifel."

„Glauben Sie, daß man Gesetze gegen die Juden machen wird?"

„Mein Gott! Ich spiele nicht gern den Propheten. Man blamiert sich leicht."

„Ich meine nur: Halten Sie Gesetze gegen die Juden, besondere Gesetze, die das allgemeine Recht verletzen, überhaupt für möglich?"

„Möglich! Möglich ist bei uns schließlich alles, und man darf niemals behaupten, daß etwas nicht geschehen wird. Es wäre nicht das erste Mal, daß wir heute erlebten, was gestern noch phantastisch toll und ganz unmöglich schien. Aber freilich — das kann man wohl sagen: So lange die bürgerliche Ordnung von heute herrscht, sind Gesetze gegen die Juden nicht möglich. Es müßte erst eine Revolution aller Dinge und das Ende des modernen Staates geschehen. So lange die Dinge gesetzlich und normal verlaufen, ist es nicht möglich. Ein wilder Sturz aller Verhältnisse wäre unerläßlich. Aber ich glaube, daran denken die Antisemiten selber nicht. Es handelt sich ihnen gar nicht um solche Gesetze. Sie wollen eine feindliche Stimmung gegen die Juden schaffen — das ist alles. Gesetze verlangen sie nicht. Das

kommt wohl daher, daß wir den jüdiſchen Wucher, der in anderen Ländern ſolche Wünſche zeitigt, in Frankreich nicht kennen. Die Juden ſind bei uns in den großen Unternehmungen, den kleinen Wucher treiben ſie nicht — außer in Algier, wo allerdings der Schutz gegen die entſetzliche Ausbeutung immer dringender verlangt wird. Bei uns iſt es anders. Hier kennen wir den Juden als Wucherer nicht. Und gerade deswegen glaube ich, daß die antiſemitiſche Hetze keine Zukunft hat, ſondern nur die Geſchäfte der Sozialiſten führt. Das ſcheint mir ihre Gefahr. Und darum würde ich gegen ſie immer kämpfen; darum würde ich gegen ſie, ſelbſt wenn ſie, was ich in allen Punkten leugne, im Recht mit ihren Theſen gegen die Juden wäre, dennoch beharrlich und ohne Rückſicht kämpfen, weil ſie mir ganz andere Dinge, als die Juden, zu gefährden ſcheint: alle Bedingungen des modernen Staates und die ganze Form unſerer politiſchen Entwicklung von heute. Übrigens iſt ihre erſte Kraft und Heftigkeit ſchon wieder erſchöpft. Das war vor drei, vier Jahren, daß ſie wirklich einige Zeit ernſtliche Sorgen erweckte. Jetzt ſinkt ihre Macht, ihre Geltung ſchon beträchtlich, und ſie wird wohl bald wie ein wüſter häßlicher Traum entſchwunden ſein."

22.

Arthur Meyer.

Das Haus des Gaulois, den der ſchöne Arthur Meyer leitet, iſt 2 Rue Drouot, ein paar Schritte vom Getöſe der Boulevards, bevor man zu dem zierlichen und hellen Schlößchen des Figaro kommt. Haſtiges Gedränge rings, unabläſſig hin und her, auf und ab, unten im Flur und über die ſchmale Treppe, die ſich enge windet. Man hat Mühe, ſich in den Strudel und Tumult der heißen, lauten, bunten Salle de Depêches zu ſchieben.

Dieſe Salle iſt eine Spezialität der franzöſiſchen Blätter. Sie ſtellen ſich mit dem Leſer viel intimer, als es unſere Sitte iſt. Uns genügt es, ihm Meldungen und Meinungen zu liefern; Eile, Fülle und Treue der Berichte, die beſten Gedanken, die wir finden, und etwa noch, wenn es glückt, eine gefällige Form — mehr glauben wir ihm nicht zu ſchulden. Aber ſie möchten überhaupt gleich alle

Geschäfte für ihn nehmen, seine Sorgen führen, jeden Wunsch erleichtern. Sie möchten Gehilfen seines Lebens werden. Sie möchten ihm alles verwalten. Er soll bei ihnen für jede Frage, in jeder Verlegenheit, auf jedes Bedürfnis immer Rat und Beistand finden. So ziehen sie ihn zu sich, in die Redaktion, woher jeder die Erledigung seiner Sachen, seiner Beschwerden holt, wohin jeder die letzten Gerüchte der Straße, die letzten Stimmungen der Menge trägt, daß sie die Geschichte der Zeit, die täglichen Ereignisse immer gleichsam in Person empfangen. Ein Tausch, aus dem beide gewinnen.

Sie brauchen manche Mittel, ihn zu sich zu locken. Eines ist die Salle de Depêches. So heißt ein großer Raum, nach der Straße frei, mit vielen Schaltern, wo man das Blatt abonnieren, allerhand bestellen, sich erkundigen, seine Briefe erledigen, telephonieren, telegraphieren kann, mit manchen Belustigungen, als: Theatrophon, Phonograph, Karikaturen, mit Photographien, Bildern und Skizzen, welche jede Neuheit des Tages zeigen, den letzten Verbrecher und den letzten Minister, den Prediger und die Cocotte der Mode, kluge Männer und hübsche Mädchen. Müßige bummeln da gern und wechseln spöttische Späße. Ich liebe es, auf sie zu horchen und mit ihnen zu gaffen. Da hängt van Dyck, der jetzt die große Leidenschaft aller Schönen ist, der Sieger Dodds und Leroy, der närrische Kandidat der Revolutionäre für die Akadémie, der stolz seine boli-

variſche Uniform zwiſchen der verwüſteten zerfetzten Miene des Lisbonne und dem dürren, ſchlottrigen, hageren Tournadre ſpreizt, da hängt der müde, verhärmte, traurige Daudet neben dem herriſchen und brutalen Profil des Zola, da hängen die Clous der Salons und in curioſer Sammlung die Kommunarden von 1871.

Aber es iſt Zeit, über die Treppe zu ſteigen. Er hat mich für fünf beſtellt. Und um ſechs, zur „grünen Stunde“, erwartet mich auch ſchon wieder, im Café Riche, nebenan, die bleiche Sonne meiner Nächte.

Der jähe Schwall von Gäſten mag auf der Treppe nicht raſten. Läufer, Boten, Reporter drängen ſich; man ſieht politiſchen und journaliſtiſchen Ruhm. Mermeix mit der hämiſchen kahlen irdenen Miene, die gewaltſam den mephiſtopheliſchen Schädel des Girardin äffen möchte, kommt herab und ich treffe den munteren, zierlichen und feinen Marcel Hirſch, den geliebten Benjamin der Pariſer Preſſe, der vor zwei Jahren bei der Salzburger Feier von Mozart auch gleich alle Herzen durch ſeine fröhliche Anmut gewann . . .

Arthur Meyer iſt eine ſeltſame komiſche Miſchung. Erſtens der Jobber, wie er in den Karikaturen ſteht — der behagliche und breite Jobber, der weiß, daß ihm alles gelingt. Dann hat er etwas vom „Larbin“, vom herrſchaftlichen Kammerdiener, der mit der Zeit die Geſten, Blicke und Alluren der

Kavaliere nimmt. Aber man wird doch auch, unter dem glatten, eitlen, gleißneriſchen Gehaben, die „gute Haut“ nicht verkennen, die er, wenn ſein Dünkel nicht gereizt wird, im Grunde gemütlich bleibt, und wird aus den ſchmerzlichen Falten um die müden Lippen des Viveur gewahren, daß er ſchon auch ſein Teil gelitten hat. Er ſpricht leiſe, milde, artig, aber nervöſe und mit Haſt — ſo etwa zwiſchen einem flirtenden Baron und einem von Geſchäften liſpelnden Unternehmer.

Ich ſage meine Bitte. Er neigt das geſchniegelte Haupt, ſinnt eine Weile in einer Poſe, die an das Monument denkt, und erwidert: „Die Frage iſt für mich ein wenig heikel. Ich bin Jude und zugleich Direktor eines ſehr katholiſchen Blattes. Sie begreifen, daß das eine etwas delikate Situation iſt. Ich riskire Unziemliches oder Banales zu ſagen. Ich muß eine große Reſerve bewahren.“

„Ich bin bei Ihnen, gerade weil Sie Jude und ein Führer der Katholiken, der Ariſtokraten ſind. Das ſcheint bei uns, wo der Antiſemitismus vornehmlich eine katholiſche und reaktionäre Bewegung iſt . .

Er lächelt fein, da er das Interview wider Willen, von rückwärts, wohl merkt, aber er iſt gemütlich genug, ſich zu fügen. „Man kann das bei uns durchaus nicht behaupten. Man kann nicht behaupten, daß in der Ariſtokratie, unter den Katholiken viel Antiſemitismus iſt. Er ſcheint vielmehr eine ſoziale Bewegung. Ich glaube nicht, daß er mit der Religion

oder mit der Raſſe viel zu ſchaffen hat. Höchſtens den deutſchen Juden gegenüber vielleicht — aber die ſpaniſchen und franzöſiſchen werden nicht als Fremde empfunden. Es iſt wohl vielmehr nur eine Bewegung des Haſſes und des Neides gegen das Geld, gegen den guten Rock, gegen die herrſchenden Klaſſen überhaupt — man nennt den Juden und meint den Reichen. Auch glaube ich, daß ſeine Kraft bereits erſchöpft und ſeine Zeit ſchon wieder vorbei iſt. Übrigens, wie geſagt, das ſind ſo meine perſönlichen Vermutungen und Gedanken, die ich für mich habe, ohne mich in den öffentlichen Streit zu miſchen. Das vermeide ich grundſätzlich. Ich meine: wir Juden enthalten uns beſſer und können getroſt dem ritterlichen Sinne der Nation die Entſcheidung laſſen. Dieſe Haltung habe ich mir vorgezeichnet und ſie ſcheint mir die klügſte, wenn ich ſie auch freilich in dieſem Momente bedauern muß, weil ſie mir die Freude nimmt, alle Ihre Wünſche, die Sie von mir erwarten, zu erfüllen. Und ich bin immer glücklich, Kollegen dienen zu dürfen."

21.

Edouard Pailleron.

Edouard Pailleron, von der Akademie, der zierliche und feine, nur ein bischen pretiöse Plauderer des „Monde où l'on s'ennuie“, der „Souris“ und der „Etincelle“, schreibt mir:

„Ob von Volk zu Volk oder von Klasse zu Klasse oder von Partei zu Partei — alle Kriege sind immer soziale Kriege, das heißt: Kämpfe ums Dasein.

Wie die Kämpfer auch ihre Mittel veredeln mögen, um sich selbst über ihre Sache zu täuschen, im letzten Grunde wollen sie alle immer nur den nämlichen Zweck: Das, was sie nicht haben, jenen, welche es haben, zu nehmen, oder das, was sie haben, gegen jene, welche es nicht haben, zu verteidigen.

Der „Antisemitismus“ wie der „Sozialismus“ sind nichts als nur neue Fahnen dieser ewigen Schlacht!“

22.

Séverine.

Man trifft ihren Namen täglich. Sie schreibt im Figaro, im Gaulois, im Echo de Paris, im Journal. Es giebt sechs, sieben Artikel die Woche und mehr. Sie scheint unerschöpflich. Nur Henri Fouquier darf sich etwa messen.

Das kann sonst nur, wer reiche, sichere Kenntnisse, eine weite, mitteilsame Erfahrung und jenen behenden, auf jeden Wink bereiten Gehorsam der Form hat, der immer gleich die rechte Note bringt. Er darf nicht an der Stimmung hängen, die unverläßlich wechselt. Er darf nicht aus dem Drange der Gefühle schaffen, der unvermutet stocken und versagen kann. Er darf sich nicht an die Leidenschaft halten, die keine Termine hat. Ordnung des Verstandes, Fülle von Erinnerung und eine willige, immer gelaunte Technik sind seine Mittel. Das ist ein altes Gesetz der fruchtbaren Schreiber.

Man wird also eine kluge, reife, erfahrene Frau erwarten, welche sich einen geschmeidigen und dienstbaren Stil gerichtet hat. Aber sie ist ganz anders. Sie schafft nicht aus dem Verstande, aus der Erfahrung, in festen Formen, fertigen Schablonen. Ihre Feder entläuft vielmehr aufs gute Glück, unbesonnen, von Rührung und Ergriffenheit getrieben. Man empfindet jedes Wort als Gabe schöpferischer Wonnen, als Geschenk von Leidenschaft, Begeisterung und Rausch.

Das ist seltsam. Sie schafft, wie man es nur unter fremden, seltenen, besonderen Reizen kann, die erregen. Aber um pünktlich jeden Tag ihre Kopie zu liefern, muß sie es vermögen, sich solche Reize auf jede Stunde zu bestellen. Sie zwingt Begeisterung, Leidenschaft und Rausch. Sie kommandiert die Stimmung. Sie schwärmt jeden Tag genau von fünf bis neun. Wallungen und Fieber kommen gehorsam, wie sie sich an ihren Artikel setzt. Wie kann ihr das gelingen? Woher hat sie diesen so gefälligen, so nützlich gezähmten Dämon? Es muß ein beharrlicher Drang über das Gewöhnliche sein. Es muß ein unerschöpflicher und zäher Reiz sein, den die Dinge selber stets erneuen, der Stachel einer unersättlichen Begierde, die von Entsagung täglich wächst. Es muß eine eingeborene Empörung ihrer Natur sein, die nicht weicht.

Es ist die Empörung einer weiblichen Seele gegen die männliche Ordnung dieser Welt. Sie redet

und ratet mit den Männern über die Pläne und Gebote des Staates. Aber sie verhandelt als Frau, die immer Frau bleibt, fraulich in jeder Faser der Gedanken und Gefühle. Sie sagt ihre Weiblichkeit aus, welche der männliche Geist aller Dinge beleidigt. Das ist ihr Geheimnis. Das ist das Neue an ihr. Das ist das unvergleichliche. Frauen, welche mit Eifer gewaltsam ein männliches Gehirn erwarben, ein männliches Verhältnis zu allen Fragen und eine männliche Stellung zu jeder Pflicht, bis sie sich messen durften, hat es oft gegeben. Aber sie ist die erste, mutig immer den Dingen die weibliche Empfindung zu bekennen und den weiblichen Traum einer gerechten, vor Schönheit und Sitte freudigen Welt gegen diese Herrschaft von Gewalt und Zwang zu führen.

Sie fragt nur immer ihr weibliches Gefühl, um alle Werte zu messen, ob sie nützlich, ob sie verwerflich sind. Vernunft läßt sie, wenn sie nicht Schönheit, Glück und Frieden bringt, nicht gelten, und alle Beweise, daß ein Übel unvermeidlich sei, mag sie nicht hören. Was auf der Erde einen Menschen kränkt, kränkt sie, und was sie kränkt, darf nicht bleiben. Sie hat nur immer diese Kritik: aber das thut ja wehe! Sie hat immer nur dieses Argument: aber es wird wohlthun! Aufrichtige, verwegene Weiblichkeit ohne Maß und ohne Scheu — das ist ihr Talent.

Daher der revolutionäre Sinn, der sie immer

zu den Armen, gegen die Mächtigen, gegen die Reichen getrieben hat, weil die Not der Menschen sie schmerzt, wie eine häßliche, trübe Farbe, die fort soll, wie ein greller Lärm, der die Nerven ängstigt. Daher das milde, innige Erbarmen mit den Anarchisten und Nihilisten, die romantischen Neigungen gefallen. Daher der höhnische Zorn gegen die Agenten des Marxismus, welche Macht suchen, während sie helfen will. Daher in allem heiligen, leidenschaftlichen Ernste doch immer eine zierliche, schelmische, feine Anmut, weil sie auch im heftigsten Gewühle der Gefühle den Spiegel nicht vergißt, wie es sie kleiden mag. Daher diese unbekümmerte Politik auf eigene Faust, die sie lustig einmal l'école buissonnière de la Révolution genannt hat. Daher das wunderliche Schicksal, daß sie sich mit keiner Partei verträgt und von allen geliebt wird, daß sie bei den Revolutionären und bei den Reaktionären schreibt, und daß sie die Freundin der Louise Michel und der Fürstin von Monaco ist.

Sie kann leicht unerschöpflich sein, weil ihr jeder Tag wieder neues bringt: eben die weibliche Antwort auf jedes Ereignis. So ist sie, in den tausend und tausend hastigen und heißen Reden, die jetzt einige — ein zu geringer, scheuer Teil! — in ein liebes, wunderbares Buch, die „Pages Rouges“ gesammelt sind, dem Andenken ihres großen Freundes, des unerbittlichen Jules Vallès gewidmet — so ist sie ohne Mühe immer anders als die anderen, von einem

fremden, unverkosteten Geschmacke, und ist doch, an unermüdlicher Güte, an unversieglicher Hilfe, an unergründlicher Liebe, immer die gleiche wieder, wie eine heilige Elisabeth der Boulevards, welche mit vollen Spenden tröstlicher Worte, frommer Werke durch die flehende Menge geht.

Ihr Leben ist rasch erzählt, weil es mehr Seele als Geschichte hat. Der Vater arbeitete unter dem Präfekten der Polizei, brav und emsig, im Respekte der Regierung und in der Furcht der Vorgesetzten, ein kleiner Beamter, der von unten diente, Jahre geduldig um den nächsten Posten bemüht. So wuchs das träumerische Fräulein Remy bürgerlich und stille, heiratete einen Herrn Rheïne, schied bald, kehrte wieder zu den Eltern und wurde die Schülerin des Vallès, des ungestümen Kommunisten, den sie mit schwärmerischer Pflege ehrte und bis in den Tod nicht wieder verließ. Ihr zweiter Gatte, der Doktor Gebhardt, vom Institute, gab die Mittel zur Gründung des Cri du Peuple, der bis 1886 ihren Namen trug — sie konnte sich auf die Dauer mit den Gelehrten des Sozialismus nicht vertragen: sie haßte die Schulen, die für Brot dem Volke Dogmen geben, und haßte den Haß, den sie statt der ewigen Liebe verkünden, und mochte wohl überhaupt, weil sie jede Meinung achtet und versöhnlich den Gegner hören will, in eine Zeitung nicht passen. Mit freier Feder vagabundiert sie jetzt ein bischen überall, interviewt für den Figaro, kritisiert die Theater im Jour, agi-

tiert für die Armut im Gaulois und wirbt im Matin, im Eclair, im Gil Blas, im Echo de Paris, im Journal um Erbarmen. Das ist ihr Element: helfen, immer helfen, allen helfen; den kleinen Telegraphisten, die der Hunger striken macht, und den Knappen von Saint-Etienne, welchen sie sechzigtausend Francs gesammelt hat, und der alten Elise Dugueret, der vergessenen Tragödin, und der guten Mutter Jouault, der Marketenderin der Freischützen von Chateaudun, und dem Mörder Padlewski, den sie bei sich vor den Häschern versteckt und durch ihren Freund, den Journalisten Georges de Labruyère, über die Grenze gerettet hat. Für Trost und Hilfe hat sie immer Zeit, und sie hat noch Zeit, die lieblichste Frau mit den hübschesten Einfällen zu sein, wie sie denn der Cocarde den Titel und den Boulangisten die rote Nelke zur Devise gab.

Sie hat immer Zeit, weil sie in einer unabänderlichen Ordnung lebt, die strenge und genau gehalten wird — das ist das Geheimnis der Pariser, das ihre Wunder an Arbeit und Genuß erklärt. Sie schläft bis elf, badet und gehört dann den Sorgen um die Schönheit, da sie ja so ganz nebenbei die zierlichste Mondaine ist. Um halb zwei wird dejeuniert, und von vier empfängt sie. Unablässig drängen sich die Gäste: denn sie läßt jeden herein, den Not drückt, hört jeden geduldig, der zu klagen hat, und weiß immer Rat, diesem Arbeit, jenem Hoffnung. Von halb sechs, sechs bis neun oder

zehn wird geschrieben und dann ins Theater, zu Besuchen, über die Boulevards, oder sie ordnet daheim die Fülle ihrer Noten, Zettel und Dokumente. Vor fünf Uhr früh geht sie nicht schlafen.

Es sind viele Bilder von ihr. Marie Coutant, Renouard und Louise Abbema haben sie gemalt, und im letzten Salon hatte das Fräulein Beaury Saurel ihr feines, launisches, von rothen Locken verbrämtes Köpfchen. Man mochte sie, bis man sich näherte, nach der fremden, schlaffen Anmut, nach dieser weichen, losen Haltung, wie eine Seerose, welche die Welle wiegt, nach dem assyrischen Ernste der bleichen, feierlichen Miene für die große Sarah nehmen. Das Tragische ihrer stolzen Erscheinung, wie sie da in dem weichen, weißen Kleide saß, eine müde hängende Nelke im Gürtel und träumerisch die lange, schmale Hand herab, war getroffen, und man empfand die edle Weihe ihrer strengen und gerechten Seele. Aber es fehlte jene milde, laue Luft von Herzlichkeit und Güte, jener Staub und Glanz und Duft von Liebe, der um jede ihrer Gesten ist. Es fehlte, was François Coppée von ihr gesungen hat: „. . . une femme au grand coeur, la bonne Séverine". Es fehlte das köstliche, süße Lächeln um die sanften Lippen, wie Kinder lächeln, wenn sie, eben noch verweint, mitten im Schmerze getröstet sind.

Sie zwitschert fein und leise, und auf ihrer zärtlichen, streichelnden Stimme ist es wie Dampf und Nebel aus heißen Gefühlen.

„Der Antiſemitismus iſt die Partei der Unzufriedenen von allen Parteien. Wer ſich ärgert, wird Antiſemit. Da iſt der Adel, der den Juden ihr Geld nicht verzeiht und ſie aus Neid, aus Rache und wohl auch aus Genre haßt, weil einen das poſiert, weil es chic iſt. Edel und vornehm wird man das nicht finden, aber man kann es ſchließlich begreifen. Die Juden haben den Adel verdrängt. Sie ſpielen die Rolle, die er ſpielen möchte und nicht mehr ſpielen kann. Sie haben das Geld, das er gern hätte und nicht mehr hat. Alſo . . . ſchlagt ſie tot! Das iſt wohl überall ſo . . ‘“

„Das iſt auch bei uns ſo.“

„Dann die Sozialiſten, die natürlich keineswegs Antiſemiten ſind, aber mit dem Antiſemitismus gehen, weil ihnen jede Revolte willkommen iſt, und weil er wenigſtens auf ein Stück des Kapitals ſchlägt, das ſie haſſen. Sie billigen ſeine Handlungen, die ihnen nützen, ohne ſeiner Doktrin zu folgen. Das iſt ja natürlich nicht möglich, weil ſie ungerecht und gegen die Vernunft iſt, weil ſie ſtatt alle Reichen, bloß den reichen Juden, und weil ſie nicht nur den reichen, ſondern auch den armen Juden trifft. Aber ſie ſtört die Ordnung, reizt die Menge, wird der Regierung unbequem, das lockt die Sozialiſten und lockt jene heiteren Pariſer aller Parteien, die den ganzen Tag nichts anderes denken als: embêter la gouvernement. Ariſtokraten, Sozialiſten und jene Freunde des Lärms, die gerne die Ordnung etwas zauſen

— da haben Sie die Elemente des Antiſemitismus.“

„Und das Volk?“

„Das Volk? Das wahre, echte, wirkliche Volk? Das Volk, das arbeitet und ſchafft? Das Volk traut dem Antiſemitismus nicht, weil es die lockere Ordnung, die Liſt und Lüge ſeiner Argumente fühlt, aber manche verblendet der Zauber einiger Führer. Das Volk iſt nicht antiſemitiſch, weil es gut und gerecht und friedlich iſt, aber viele ſchwärmen für Drumont, weil er tapfer, von Leidenſchaft und Kraft und ritterlich iſt, mit einem ſtolzen Haſſe gegen das Geld, mit einer ſtürmiſchen Sprache für die Not. Er hat ein Buch geſchrieben, „Le secret de Fourmies“, das wunderbare, unvergleichliche Seiten gegen die Ausbeutung, gegen die Willkür hat — freilich kommt er dann auf einmal wieder auf den Juden, der alles verſchulden und alles büßen ſoll, jede Niedertracht und Schande der Gewalt. Aber dem Volke gefällt ſein redlicher Mut, der ohne Rückſicht die Ränke und Verbrechen der Regierungen beim rechten Namen nennt, wie das überhaupt dem Volke am Antiſemitismus gefällt, daß er ungeſcheut manche böſe Wahrheit ſagt, die es lange empfunden, aber ſonſt noch von keinem gehört hat.“

„Glauben Sie, daß in Ihrem Lande der Antiſemitismus eine Zukunft hat?“

„Wer will die Zukunft erraten? Die Dinge geſchehen immer anders, als der feinſte Kenner meinen

darf, und ſpotten jeder Rechnung. Unvermutetes erſcheint und wendet alles. Ereigniſſe kommen, die keiner ahnte, und es iſt der Geiſt der Ereigniſſe, der die Geſchichte macht, nicht der Geiſt der Menſchen. Wer will da prophezeien? Aber ich glaube an einen großen Wechſel iu allen Dingen, an eine gewaltige Revolution. Was werden wird, wie es werden wird, weiß niemand. Ich weiß nur, wie immer es auch werde, daß es nicht ſchlechter werden kann, als heute. Als Hefe zur Gährung mag auch der Antiſemitismus dienen. Das kann ihm vielleicht künftig eine gewiſſe Bedeutung geben, aber wird immer ein häßliches, rohes, ſchimpfliches Mittel bleiben, das jeden rechtlichen Sinn empört. Alle ſeine Gründe ſind falſch und erlogen. Er nennt ſich chriſtlich? Aber der Heiland, der die Demut und der Friede war, hat die Liebe aller Menſchen gepredigt und ſein Blut iſt für alle gefloſſen, jeden Hader aus der Welt zu löſchen, und ſein brüderliches Wort iſt geblieben, daß vor Gott alle gleich ſind. Er nennt ſich national? Brauchten wir uns für die Freiheit und Gleichheit der Neger zu begeiſtern, um jetzt gegen die eigenen Bürger zu wüten? Er nennt ſich ſozial? Ja, ſind denn alle Juden reich, und ſind die Reichen niemals Chriſten? Ich weiß katholiſche Wucherer genug und weiß arme Juden in Not und Elend. Und wenn wir den jüdiſchen Geiſt tadeln, der Gewinn ſucht, ſollten wir nicht vielmehr uns ſelber tadeln, die ihn geſchaffen? Jahrhunderte haben wir

ſie im Ghetto unter Schmach und Verachtung gehalten. Sie durften nicht Krieger, nicht Richter, nicht Bürger ſein. Sie hatten kein Vaterland, da ſie es nicht verteidigen, hatten keinen König, da ſie ihm nicht nahen, keine Geſetze, da ſie ſich nicht durch ſie ſchützen durften. Was ſollten ſie thun? Es blieb ihnen nichts als der Handel, der Wucher, die verächtlichen Gewerbe, welche die anderen verſchmähten. Und jetzt wollen wir ſie deswegen tadeln, ſtatt über uns ſelber zu klagen, über den grauſamen Dünkel unſerer Ahnen!.. Ah, man könnte ja ſtundenlang gegen den Antiſemitismus ſprechen, gegen die giftige Verlogenheit ſeiner Lehren und gegen die brutale, rohe Leidenſchaft ſeiner Form, welche die gemeinſten Inſtinkte ruft."

23.

Charles Morice.

Charles Morice iſt ſo der Ariſtoteles der neuen Kunſt von morgen. Man hat ihn das „Gehirn des Symbolismus“ geheißen, weil ſein Buch über die Littérature de tout à l'heure, das 1889 bei Perrin erſchien, die dunkle Wildnis dieſer wunderlichen fremden Verſe klären, ihre Wünſche und Geſetze geben wollte. Das Buch hatte Glück. Manche ſpotteten auf ſeine ſchwere, feierliche, mit Fleiß pedantiſche Sprache, und der ſchlimme Dünkel gegen die geläufigen Größen verdroß, aber man erkannte einen ſtarken Geiſt von ſtrenger Bildung, rätlichen Plänen und edlen Begierden. Einige Worte, wie dieſe klaſſiſche Formel der neuen Künſtler, daß ſie „durch die ganze Kunſt den ganzen Menſchen ſuggerieren“ wollen, ſind geblieben.

Der Bürger, der brave Bürger, der liebe Leſer der alten Romane, wo treffliche Prinzen um keuſche

Näherinnen werben, verargt es den „Jungen“, daß ſie ausländiſch ſeien. Man merkt deutſche, engliſche Spuren, welche wider die Gewohnheit ſind. Man findet ſie dunkel und wirr, während der Franzoſe helle Ordnung liebt. Man ſchmäht ihre Sprache, die vielleicht ſehr träumeriſch und ſchön, aber gewiß nicht franzöſiſch iſt. Und ſie haben auch ſolche prieſterliche, prophetiſche, brahmaniſche Alluren, daß einem grauen möchte. So iſt um ſie mit der Zeit eine ganze Legende geworden, als ob alle Zauberer und Nekromanten von da unten wären, aus jenem Lande der ſchweren Nebel, der ſchwarzen Wälder myſtiſche Beſchwörer.

Morice thut alles, die Legende zu beſtätigen. Es gefällt ihm, gefliſſentlich die Poſe zu nehmen, die der Bürger nach den Zeitungen erwarten muß. Er hat, wie er, lange, hager, dünn, in der weiten, ſchlaffen, dunklen robe de chambre ſchlottert, mit den dürren, ſpitzen, ſtacheligen Geſten, mit der jähen, harten, Naſe, mit der fahlen, leeren, irdenen Miene, die ein ſcheues, kurzes, krauſes Bärtchen fleckt — er hat was Düſteres, Phantaſtiſches, Dämoniſches, das nur das liebe, ſtille, ſanft ironiſche Auge dementiert. Ein Fauſt, der zugleich ein bischen Mephiſto iſt. Oder eines von jenen kreislerianiſchen Geſpenſtern des E. T. A. Hofmann. Oder ein Maurice Barrès, den man aus ſeiner engliſchen Faſſung genommen und in die Livree des Teufels geſteckt hat.

Er hält jetzt Konferenzen. Er hat in Genf

über „das Wort Poesie“ und über das „soziale Prinzip der Schönheit“ gesprochen — es ist dann als „du sens religieux de la poésie“ bei Vanier erschienen. Und er beginnt eben eine Reihe über die „großen Fragen der Zeit“. Die erste, die er zwei Tage nach meinem Besuche gehalten hat, handelt vom Antisemitismus. Er giebt mir ihren Sinn, die wichtigsten Sätze und Gedanken.

„Ich spreche als Dichter, als Künstler. Ich habe mich gefragt: welche Stellung hat heute im modernen Staate der Poet, der Denker? Und ich habe gefunden, daß eine Gesellschaft, welche von Advokaten, statt von Philosophen geführt wird, einem Menschen gleicht, der auf dem Kopfe gehen und mit den Füßen denken würde. Wer hat die Schuld? Wer verhindert die natürliche Ordnung der Dinge? Das Geld. So bin ich von der Stellung der Dichter und Denker zu den Fragen des Geldes und vom Gelde zu den Juden, und von den Juden auf die Antisemiten gekommen, die ich thöricht, ungerecht und gegen die Kultur gefunden habe. Was sind ihre Beschwerden? Von den religiösen will ich lieber schweigen, da sie wirklich gar zu albern sind; aber auch die nationalen taugen nicht mehr, wei lder Jude, wie ihm ein Land die bürgerlichen Rechte gewährt, der beste und treueste Patriot ist — im Jahre 1871 haben etwa sechzig Prozent der elsässischen Juden für Frankreich gestimmt. Bleiben also nur die ökonomischen Fragen. Aber die Zahl der reichen Juden

iſt klein, und wenn man ſie vertreiben würde, hätte man noch lange nicht den Kapitalismus vertrieben; es würden nur die proteſtantiſchen und katholiſchen Ausbeuter profitieren. So ſind alle Lehren der Antiſemiten eitel, leer und nichtig. Sie verleugnen die beſte Errungenſchaft unſerer Vergangenheit, den großen Satz der Revolution, daß die Rechte aller Menſchen gleich ſind. Sie machen erſt das aus dem Juden, was ſie an ihm tadeln: ſie entfremden ihn dem Volke, indem ſie ihn verfolgen — wie denn der ruſſiſche Jude Jude, der franzöſiſche Jude Franzoſe iſt. Sie ſchädigen die Kultur, welche die Juden braucht — weil ihr dieſe Raſſe große, ſeltene, unentbehrliche Gaben bringt: ihre wunderbare Kraft, die ſie in aller Not und Verfolgung erhalten hat, ihren unvergleichlichen Verſtand und das Ideal der unbeugſamen Gerechtigkeit, welches das ariſche Ideal der Liebe ergänzen muß. Das ſind die Ergebniſſe meiner Forſchung.“

24.

Cluſeret.

Der General Cluſeret ſcheint wunderlich und fremd zwiſchen den anderen Menſchen von heute. Seine Raſſe abenteuriſcher Empörer, mit der ungeheuren Luſt an neuen, bunten, üppigen Ereigniſſen und der unverſieglichen Begierde, ſich ein großes Leben in heroiſchen Zügen zu zeichnen, kennen wir ſonſt heute nicht mehr. Er iſt, in dieſer Zeit der feinen, ſeltenen, wähleriſch geprüften Senſationen, der Letzte aus der Zeit des wilden, ungeſtümen, ſchwärmeriſchen Pathos, der Letzte von 1830, aus jenem Schlage der roten Weſten, der purpurnen Leidenſchaften und der ſcharlachenen Gedanken.

Er iſt in Paris den 13. Juni 1823 geboren. Sein Vater, der Oberſt der Infanterie war, ſchickte ihn zur Schule von Saint-Cyr, die er als Lieutenant verließ. Im Jahre 1848 kommandierte er das 22. Bataillon gegen die Barrikaden und wurde für ſeinen

Mut mit der Ehrenlegion geſchmückt. Nach dem Streiche des dritten Napoleon ging er als kaiſerlicher Kommiſſär in den Kriegsrat von Blidah. Aber er verzichtete bald, um Garibaldi zu folgen, der ihn nach der Eroberung von Capua zum Oberſtlieutenant ernannte. Als die Waffen ſchwiegen, trieb es ihn über das Meer, im Sezeſſionskriege als Adjutant von Mac Clellan, eben in jenem Korps, wo der Graf von Paris und der Herzog von Chartres als ſchlichte Hauptleute dienten, während er bald General war. Er gründete dann in New-York eine Zeitung, um die Wahl des Generals Fremont zum Präſidenten zu führen. Aber der Streit der Reden hielt ihn nicht lange, und er kam nach der Wohl des Generals Grant zurück, um in den Dienſt der feniſchen Revolution zu treten. Die engliſchen Gerichte verdammten ihn zum Tode, weil er für jenen Aulif galt, der das Verbrechen gegen das Schloß von Cheſter geleitet, und er floh nach Frankreich, wo er im Courrier Français Studien über „Die Lage in den Vereinigten Staaten“, aber bald in L'Art, einem neuen Blatte, das er gegründet hatte, ſeine revolutionären Wünſche mit ſolcher Leidenſchaft ſchrieb, daß er verurteilt nach Saint-Pelagie gebracht wurde, wo er die Führer der „Internationale“ fand und die Gedanken des Sozialismus erfuhr. Er verließ Frankreich und kam erſt nach dem Sturze des Kaiſers in der Revolution vom 4. September zurück, wo er gleich in der „Marſeillaiſe“ mit ſolcher Wut gegen die Re-

gierung der nationalen Verteidigung ſprach, daß ihn Rochefort, dem das Blatt gehörte, unter dem Drange der öffentlichen Entrüſtung verleugnen mußte. Er kämpfte in der Lyoner Revolution vom 28. September und ſtiftete die Kommune von Marſeille, die ihn zum Marſchall des ſüdlichen Frankreich wählte. Am 16. April 1871 in die Pariſer Kommune und bald in das exekutive Komitee ernannt, wurde er ſchon am 1. Mai für ſeinen ſpöttiſchen und frechen Mut gegen die revolutionäre Regierung enthoben, verhaftet und nach Mazas gebracht, wo er erſt, als am 24. Mai die deutſchen Truppen in die Stadt marſchierten, im Taumel des Schreckens entfloh. Fünf Monate verbarg ihn ein Prieſter. Im November konnte es ihm glücken, nach England und dann nach Amerika zu flüchten. Der dritte Rat von Verſailles hatte ihn inzwiſchen zum Tode gerichtet. 1882, zwei Jahre nach der Amneſtie, wagte er ſich nach Frankreich zurück, um die Redaktion der „Kommune“ zu führen. Aber die wilde, ungemeſſene, wüſte Sprache, in der er ſchrieb, brachte ihm gleich eine neue Klage, die Armee zum Verrate zu reizen, und er mußte, zu zwei Jahren Gefängnis verdammt, die Heimat wieder verlaſſen. Er durfte 1884 zurück und wollte jetzt unpolitiſch leben, der Malerei allein ergeben, die er immer als Dilettant geliebt: er gab eine Ausſtellung von 120 ſeiner Bilder und Skizzen, und jedes Jahr ſah man jetzt im Salon ſeine Sendungen wieder, Landſchaften und Architekturen aus dem

Süden und dem Orient, in kühnen, ſtolzen, mächtigen Farben, aber ohne ein perſönliches Verdienſt jenſeits der Schablone. 1888 wurde er im Var gegen den radikalen Kandidaten Foroux, den Bürgermeiſter von Toulon, 1889 im zweiten Bezirk von Toulon für die Kammer gewählt, wo er mit ſeiner geraden, ungelenken Leidenſchaft in dem künſtlichen Getriebe von klugen Ränken und verſchmitzten Liſten geringe Bedeutung hat . . .

Er wohnt auf dem weiten, leeren, grauen Boulevard Arago. Die Bäume ſind verſtaubt; es gehen geringe Leute, und rings ſcheint die traurige, arme Luft der Arbeit. Dunkel winkt die runde, aber blaſſe Anmut der milden Kuppel vom Val de Grace, dem fahlen Kloſter, das die Anna von Öſterreich einſt den Benediktinern geſchenkt.

Da ſind ein paar Häuſer, drei oder vier, nur mit Malern. Die jungen, tollen, die noch toben müſſen, hauſen drüben auf den lauten, bunten Hängen von Montmartre, das Salis, der Herr des ſchwarzen Katers, den Nabel der Erde genannt hat. Die berühmten und verwöhnten, welche die Mode wählt, haben ihre üppigen und grellen, immer ungemütlich theatraliſchen Ateliers hinter dem Park Monceau, Boulevard Malesherbes, Avenue de Villiers, Rue Prony, in dieſen zierlichen Herbergen der reichen Gäſte. Aber wer ſtille Arbeit, einſam lernen und auf ſich horchen will, oder auch, wer ſich aus der Kunſt eine geduldige, bürgerliche Induſtrie gerichtet

hat, wohnt lieber in dieſem gelaſſenen, beſcheidenen, gewerblichen Quartier, wohin kein Lärm der tollen Stadt verhallt. Da ſchafft der träumeriſche Ambros, von dem jene düſteren, wilden, fahlen „Kindesmörderinnen“ ſind; er möchte gern die Formel jenes anderen Orients von heute finden, der verlotterten und beſudelten Pracht, die er dort empfand. Da ſchafft Marius Michel, der nachdenkliche Sucher, der für ſeltene, beſondere Dinge um ſchlichten, dürftigen und keuſchen Ausdruck ringt. Da ſchafft unſer Rudolf Weiß, ein braver Fabrikant in orientaliſchen Scenen, der pünktlich jeden Monat eine neue Gruppe handelnder Araber liefert oder eigentlich immer dieſelbe, nur daß jetzt der lüſterne Mohr rechts, der verſchmitzte Jude links iſt, und das nächſte Mal umgekehrt, und nach ſchönen, großen, deutlichen Vorlagen ſtattlicher Bücher werden mit Eifer die ſauberen, klugen, feinen Ornamente gepinſelt.

Hier gleicht eine Wohnung der anderen. Vorne der große, hohe, helle Saal, mit Bildern, Skizzen, Staffeleien, Stoffen, Pölſtern, Waffen, Krügen, Puppen und Koſtümen; hinten in den Hof hinaus, der ſich die Allüren eines Gartens geben möchte, ein ſchmaler Salon, von allerhand bunten Schrullen erheitert; und oben ein karges Quadrat für die Nacht. So iſt eine wie die andere. Nur daß Cluſeret einen Schreibtiſch hat und in der farbigen Häuslichkeit des Malers rings Bücher, Papiere und Akten verſtreut ſind.

Er iſt derb, ungelenk, klobig, mit etwas vom Gabillon in den großen, breiten, wuchtigen Geſten, in der knöchernen Stimme, welche die Worte wie Blöcke ſchleudert. Er ſchlenkert aus einem ſchmierigen, grauen, alten Kittel heraus, mit einer wilden, ruppigen Gemütlichkeit. In der verſunkenen, wüſten Miene, unter den kurzen Borſten der weißen Haare, unter den naſſen, leeren, trüben Augen, die zwinkern, glänzt die feiſte, fleiſchige, blaue Naſe wie eine phantaſtiſche Gurke . . .

„Ich bin Freidenker, abſoluter Freidenker, radikaler Freidenker. Alſo einen religiöſen Antiſemitismus giebt's bei mir nicht, ſondern nur einen ſozialen. Dem allerdings verſchließe ich mich nicht. Man müßte ja blind ſein. Panama und überhaupt alle großen Betrügereien — wer iſt da immer der erſte? Juden, nichts als Juden. Ich kenne Juden, die ich ungemein ſchätze und verehre. Aber das räumt die Thatſache nicht weg, daß alle dieſe widerlichen Skandale der letzten Jahre ihre Herkunft und ihre findigſten Leiter in den Juden hatten. Das iſt das Verdienſt von Drumont, daß er der erſte war, das zu beweiſen. Das ſcheint mir unwiderleglich. Ich ſehe der Welt jetzt doch ſchon lange genug zu. Ich habe 71 Jahre, und ich muß ſagen, wenn ich vergleiche und mich erinnere: Vor fünfzig Jahren war von dieſer entſetzlichen Korruption, die heute wütet, noch keine Spur, ſondern da ſind nur die

Juden ſchuld, die ſich von Deutſchland her auf unſer armes Land geworfen und es verlottert haben."

„Ich hätte erwartet, daß Sie als Sozialiſt die Schuld der ganzen Bourgeoiſie geben müßten.„

„Natürlich der Bourgeoiſie, aber der Jude iſt ihr deutlichſter und bequemſter Ausdruck, und die Juden ſind die beſten Erzieher zu den bürgerlichen Verbrechen. Natürlich, wenn ich Jude ſage, meine ich damit nicht den armen, der arbeitet und darbt, und ich meine nicht blos den Israeliten, ſondern es iſt ein kurzes Wort für alle Ausbeuter und Schwindler überhaupt. Das Jüdiſche liegt ja nicht in der Raſſe und nicht in der Religion, ſondern in der ſozialen Stellung. Ohne Juden wäre die Bourgeoiſie niemals ſo gemein und ſo gefährlich geworden. Das haben die Juden und die Proteſtanten gemacht — nämlich, mit den Proteſtanten iſt es genau die nämliche Sache, und eine Geſchichte der Korruption in Frankreich wäre eine Geſchichte der jüdiſchen und proteſtantiſchen Macht. Dieſe zwei Klaſſen von Fremden teilen ſich in die Herrſchaft über uns, und den Profit haben Deutſchland und England — denken Sie blos, daß alle unſere auswärtigen Miniſter und ebenſo die meiſten Miniſter der Marine, dieſe unfähigen Idioten, Proteſtanten geweſen ſind. Gegen dieſen ewigen Betrug und Verrat des Volkes und des Staates muß man ſich endlich empören, und die Dauer dieſes Zuſtandes, deſſen Symbol der Jude iſt, iſt unerträglich. Darum bin ich Antiſemit."

„Aber wie denken Sie ſich die Löſung des Antiſemitismus? Welche Mittel ſchlagen Sie vor?“

Er ſinnt mürriſch einen Moment und kraut ſich hinter den großen, dicken, wulſtigen Ohren. Dann, indem er unwirſch die Schultern ſchupft: „Es giebt keine andere Löſung als durch einen gründlichen Wechſel des öffentlichen Geiſtes. Der Geiſt muß geläutert und zur Empörung gegen die Herrſchaft des Schwindels gebracht werden. Wir brauchen eine Reinigung und Wiedergeburt der Sitten, in welchen dann alle Laſter der Ausbeutung, welche ich kurz jüdiſch nenne, nicht mehr möglich wären.“

„An eine Austreibung der Juden denken Sie nicht?“

„Das iſt ein Unſinn. Erſtens geht es nicht und zweitens wäre es eine abſcheuliche Ungerechtigkeit. Wir wollen doch nicht die Rechte der Juden verkürzen, ſondern wir wollen nur nicht, daß ſie die unſeren verkürzen. Wir wollen ſie nicht unterdrücken. Wir wollen nur nicht, daß ſie herrſchen.“

„Denken Sie an irgend welche Geſetze gegen die Juden?“

„Unter gar keiner Bedingung. Ich halte es für ganz unſtatthaft. Solche Wünſche hätten bei uns kein Glück. Sie ſind zu ſehr gegen den Geiſt und alle Traditionen unſeres Volkes. Ich ſelber wäre ihr erſter Gegner: denn ſie würden die Freiheit und Gleichheit verletzen, für die wir kämpfen. Nein, keine Geſetze, keine Gewalt gegen die Juden! Schaffen

wir den Schwindel aus dem öffentlichen Leben und das Jüdische wird von selber verschwinden. Ehrliche Gesinnung ist das einzige Mittel gegen das jüdische Beispiel. Der ganze Antisemitismus hat für mich sonst keine Bedeutung, als daß er eine solche Gesinnung wecken soll. Deswegen erzählt er Fälle, die entrüsten und erregen, und hetzt. Also besonders die entsetzlichen Schilderungen aus Algier, wo die Araber, diese unsäglich ritterliche und vornehme Rasse, von den Juden in der That schauerlich geknechtet und ausgesogen sind. Das muß das Volk doch allmählich zu Besinnung über unsere schimpflichen Zustände führen. Anders ist eine Lösung der Frage nicht möglich. Es gilt eine Wiedergeburt der Moral im Volke, die aus eigener Kraft geschehen muß — Gesetze, Verordnungen können nichts nützen. Das scheint mir der Sinn der antisemitischen Bewegung, die — ich wiederhole es — gegen keine Religion, gegen keine Rasse, sondern gegen soziale Übel ist. Ich wiederhole es: Ich habe gute und alte Freunde, die Israeliten sind, ohne Juden zu ein, und ich kenne eine Menge Christen, die sehr schlimme Juden sind. Jude ist nur, wer ohne Arbeit vom Betruge lebt. Nur gegen diese geht die Bewegung."

An der Thüre erkundigt er sich noch nach Österreich, nach den jungen Tschechen besonders, die ihm gefallen, und erzählt von den alten Genossen, von Bem, Klapka, Kossuth und Pulsky.

„Ja — ich kenne so ziemlich alles ein bischen, das irgendwo auf der Erde für die Freiheit gerungen hat. Ich habe ja selber eine Zeit auf der ganzen Fläche des Globus für die Revolution gekämpft. Später habe ich mir dann freilich andere Zerstreuungen gefunden.“

25.

Alejandro Sawa.

Als ich 1889 nach Spanien kam, da flog der erſte Ruhm des jungen Sawa durch die Städte. Die Neuerer jauchzten und die Wächter der Schablonen, vor ſeiner ungeſtümen, trunkenen Leidenſchaft erſchrocken, konnten doch einen ſtarken, reichen Geiſt nicht verkennen. Er wirkte unwiderſtehlich. Er wirkte, weil er ganz modern und doch ganz ſpaniſch war: modern in der empfindlichen Witterung der neueſten Probleme, aber ſpaniſch in den frenetiſchen Begierden nach dem Ungeheuren, nach raſenden gigantiſchen Geſtalten, nach wütenden, aller Menſchlichkeit entwachſenen Formen, wie einſt Goya und Ribera tobten. Nadie hay allí que sea normal, hat Paris, der kritiſche Herold der Gente nueva, vom „Crimen legal“ geſagt, von ſeiner kühnſten, freieſten Schöpfung, und man könnte es unter alle Werke ſetzen, die er

ſchuf, als letzte Formel ſeiner ganzen Art: Hier iſt nichts normal.

Es giebt Menſchen, die als Könige geboren werden, und, wie arm ſie ſeien, die edle Geſte, den ſtolzen Zug, die feierliche Anmut der Herrſchaft nicht verlieren. So war er damals: ein wilder, barbariſcher König unter dem Helme der finſteren Locken; die Glut von Granada, wo in Gärten, die immer blühen, die ſchwarzen Gitanen lechzen, im gierigen Blicke; den Kuß der andaluſiſchen Sonne auf den braunen Wangen; dionyſiſch in jeder Geberde; ein Troubadour, wie ihn Victor Hugo — ein Zigeuner, wie ihn Byron träumen möchte. Wer ihn ſah, mußte ihn lieben, wie ein ſchönes Ereignis.

Er warf vier jähe, trotzige Werke in die Welt: „La mujer de todo el mundo“ („Die Frau von aller Welt“), jenes „Crimen legal“, die Declaracion de un vencido“ („Die Erklärung eines Beſiegten“) und „La noche“ („Die Nacht“). Dann ſchwieg er plötzlich, verſchwand, und man hörte, daß er nach Paris war, in dieſes weite und unendliche Paris, das verlockt. Da habe ich ihn jetzt wieder, tief im letzten Grunde des Lateiniſchen Viertels, gefunden und die Qual ſeines Lebens erkannt, die ein großes Werk, eine große That aus ſeiner gefolterten Seele treiben oder ihn zerſtören wird.

Er mußte aus der Heimat weg. Er konnte nicht bleiben. Es iſt ihm verſagt, unbekümmert um das Wirkliche zu träumen. Er will die Schönheit,

die er fühlt, in das Leben ſtellen. Er will beſſern, bekehren, freie Menſchen von adeligen Wünſchen ſchaffen, welche die Liebe lenkt. So iſt er, als Künſtler, der die Kunſt von der Welt, vom Leben die Schönheit fordert, revolutionär gegen alle Ordnung geworden, die ſeine Träume ſtört. Aber er durfte ſich nicht in den dummen Revolten ſeines Landes, in den ewigen Debatten der heimlichen Konvente, wo jede Nacht die Königin geſtürzt und zur Revolution gerufen wird, in dieſen tragiſchen Operetten vergeuden. Er mußte weg, weil er daheim vor Haß nicht ſchaffen konnte. Aber draußen kann er vor Liebe nicht ſchaffen, weil ihn das bange Sehnen nach ſeinem Lande nicht läßt, nach der vollen ſpaniſchen Sonne.

Er irrt durch Paris: jetzt in der „Welt", bei der Marquiſe von Altavilla, der blonden, ſanften, innigen Freundin der Königin Iſabella, bei der ſchönen Rachilde, der bizarren Künſtlerin des Perverſen, bei Zola, bei Zorilla, aber dann wieder wüſt in den Kneipen der Studenten, mit Paul Mounet, dem großen Tragöden, der ſo ſehr unſerem Martinelli gleicht, mit dem hageren ſataniſchen Charles Morice, mit Paul Verlaine, dem betrunkenen, verfaunten Sokrates, der doch jetzt der reinſte Dichter iſt, oder auch Wochen, ſchlimme, düſtere Wochen allein, en ours, in öde Winkel verkrochen, mit ſich zu hadern und verächtlich die Jugend der Pariſer Dichtung zu ſchmähen, weil ſie nur die holden, eitlen Spiele mit

seltenen Worten, fremden Reimen, breiten Rhythmen sucht, statt an das Leid der Menschen und ihre Führung zum Glücke zu denken. So lebt er unstet und verzehrt sich, möchte heim und darf es doch nicht wagen, schwankt und peinigt sich mit tausend Zweifeln, bis ihn ein gewaltiges Schicksal, eine große Stunde rufen wird. Noch glaubt er sie fern und sträubt sich gegen die Bitte der Freunde, der Führer der spanischen Sozialisten zu werden.

Er ist jetzt recht verparisert. Die Wildnis der ungestümen Locken ist gelichtet, und er trägt sich boulevardisch. Aber in dieser heiteren und leichten Eleganz bleibt doch immer eine Note des andalusischen Geschmackes, der das Bunte, schrillere Kravatten und die lautesten Stoffe liebt.

Ich erzähle von meinem Interview über den Antisemitismus und frage um seine Meinung.

„Seit wann treibst du auch Politik? Das ist das Neueste!"

„Ich treibe keine Politik — fällt mir gar nicht ein. Du brauchst meine Konkurrenz nicht zu fürchten. Aber ich bin ein neugieriger Gast aller europäischen Komödien — warum soll ich mir gerade die politischen versagen? Ich will niemanden bessern, keinen bekehren. Ich will nur die Menschen meiner Zeit erkennen, wie sie in Gedanken und Gefühlen sind — vielleicht blos, um mich selber, das besondere und eigene an mir, in den Widersprüchen desto deutlicher zu finden. Und dann ist es sehr lustig; ein

anderer ſammelt Käfer; ich will Geſinnungen ſammeln. Alſo bitte, ſei ſo gut: gieb mir deinen Käfer.“

„Mit dir iſt ja nicht zu ſtreiten, wenn du etwas willſt. In Gottes Namen!“

„Alſo los! Habt ihr überhaupt Antiſemiten in Spanien? Biſt du Antiſemit? Wie denkſt du über die Juden?“

„Es giebt bei uns keinen Antiſemitismus — in keiner Partei. Selbſt die ärgſten Reactionäre, die ſonſt kein Mittel unverſucht laſſen, würden ſich ſchämen. Wir haben einmal in der Geſchichte einen gründlichen Antiſemitismus gehabt — und dieſe Schmach iſt unauslöſchlich. Wir ſind gewarnt. Jude und Chriſt gilt bei uns gleich. Der Kaſtilier iſt dem Andaluſen viel fremder, als der Jude dem Chriſten. Wir merken es gar nicht, ob einer Jude iſt. Die Juden gleichen körperlich, ſittlich und in ihrem Weſen vollkommen den anderen Spaniern. Die paar internationalen Juden, die als ſolche bekannt ſind, wie Rothſchild und ſein ſpaniſcher Agent Bauer, erregen keinen Haß. Wir haſſen das Geld — aber daß katholiſches Geld reinlicher, ehrlicher ſein ſollte, als das jüdiſche, wird ſich kein Spanier einreden laſſen. Kurz, wir ſind nicht kompetent in der Frage — Spanien kennt keinen Antiſemitismus.“

„Und du? Du mußt ihn, als halber Pariſer doch kennen.“

„Ich finde ihn abſurd, ungerecht und gemein. Ich kenne hier eine Menge Juden, aber gegen keinen

habe ich je eine Abneigung empfunden. Im Gegenteil — ich bewundere und verehre die Juden. Ich bewundere die ernste, heilige Größe ihrer Kunst — was läßt sich mit ihrer Poesie vergleichen? Ich verehre ihren tapferen Geist, der die ererbten Lügen verschmäht — wer hat je für die Freiheit mutiger gerungen? Ein Volk, dem Heine, Marx, Lassalle gehören, verdient Ruhm und Liebe, und gerade die Deutschen, welche der Schimmer dieser Namen verklärt, schulden ihnen ewigen Dank. Und ich habe unter ihnen die herrlichsten Menschen gefunden, die schönsten Beispiele reiner Güte. Schau — ich werde dir eine Geschichte erzählen, die diesen Winter passiert ist. Ich habe zwei Freunde. Der eine ist ein Christ, der andere ein Jude. Der Christ ist ein Dichter und hat keinen Sou. Der Jude ist Bankier und macht Geschäfte. Der Jude hilft dem Dichter, wo er kann, und sie sind sehr intim. Der Jude hat eine Liebe — einen schönen, lustigen, köstlichen Fratzen, den er vergöttert. Er kauft dem Mädel ein kleines Hotel, hält ihr Pferde und sorgt für sie mit allen Zärtlichkeiten. Da verliebt sich der Dichter in sie. Sie betrügen den Juden. Natürlich werden sie erwischt. Was geschieht? Was thut der Jude? Jeder andere hätte den Freund samt dem Mädchen vor die Thüre gesetzt. Der Jude fragt den Freund: Liebst du sie? Er fragt das Mädchen: Liebst du ihn? Und da sie es nicht leugnen, sagt er: Dann müßt ihr natürlich zusammen leben. Nur vor den Leuten soll sie meine

Geliebte bleiben, weil du ja kein Geld haſt, für ſie zu ſorgen. Und ich möchte gern, daß ich auch weiter euer Freund bleiben dürfte. Iſt das nicht herrlich? Iſt das nicht ein Beiſpiel heroiſcher Kraft über ſich ohnegleichen? Und darum empören mich die elenden Lügen der Antiſemiten, und mir ſcheint, was ſie treiben, eine jämmerliche Schmach, weil ſie nur die Löſung der unabweislichen ſozialen Fragen hemmen, gefährden, verzögern. Und jetzt komm, laß uns Vernünftiges reden, von Frauen und Gedichten."

26.

Manuel Ruy Zorilla.

Nach dem Siege Serranos am Guadalquivir, im September 1868, als die aufſtändiſchen Generale unter Prim Iſabella vertrieben und die Republik verkündet hatten, wurde er, vierunddreißig Jahre alt, das erſte Mal Miniſter. Als trefflicher Advokat und durch den heftigen Mut ſeiner Reden in der Kammer berühmt, und nun gar, ſeit der Madrider Inſurrektion vom Juni 1866, auch noch im Glanze der Verbannung, hatte er die Gunſt der Straße. Aber bald, unter den unberatenen Zweifeln ſeiner Freunde, zwiſchen dem jungen Alfonſo, dem Herzog von Montpenſier, Dom Fernando von Portugal, dem Könige Luiz und der Republik, gerieth auch er, durch ſeine Neigung für den jungen Prinzen von Genua, in Tadel und Verruf und mußte nach wenigen Monaten verzichten. Er wurde

zum Präsidenten der Cortes gewählt und führte die Radikalen, welche zwischen den Liberalen und den Republikanern ohne rechten Willen schwankten. Amadeo, dem er am 4. Dezember 1870 nach Florenz die Krone brachte, rief ihn in das erste Ministerium, und nach dem Sturze des Serrano leitete er bis zum 3. Oktober 1871 die Geschäfte. Die neuen Wahlen machten ihn zum Abgeordneten von Madrid, und im Juni 1872 bildete er, dem Drängen des Monarchen gehorsam, wieder ein Kabinet. Damals, da rings im Lande die Empörungen der Republikaner, Internationalen, Karlisten, Alfonsisten wuchsen, schwur er in seiner berühmtesten Rede, bis in den Tod die Dynastie zu verteidigen und vor den Thoren der Burg kämpfend für sie zu fallen, und erst, als der König selber, vom Mute verlassen, aus freien Stücken entsagte, zog er sich nach Portugal zurück. Er wurde nach dem Putsche von Canovas und Martinez Campos verbannt und lebt, ohne die Amnestie von 1881 zu nützen, still und einsam in Paris, indem er nur unablässig in Manifesten seine Forderungen einer konstituirenden Versammlung, religiöser Freiheit und sozialer Reformen wiederholt.

Er wohnt am Rande des Wäldchens von Boulogne, in der Avenue de la Grande Armée, wohin vom weißen Platze der Eintracht zwischen den Elysäischen Gärten die schönste Straße der Erde steigt.

Ein ſchlichtes Zimmer ohne Stil. Kein Schmuck, als viele Bilder von Verſchwörern, Rednern, Dichtern. Auch von Victor Hugo, die in ſeiner feſten, gewaltigen, kaiſerlichen Schrift Widmungen tragen.

Er iſt ſtark, vierſchrötig, mit dem Nacken eines Toreros. Man möchte ihn für einen zornigen, aſthmatiſchen Major mit Kongeſtionen nehmen, der ſich ungerecht penſioniert glaubt. Geiſtig wirkt er nicht, aber dieſe harten, unbeweglichen, ehernen Züge, die engen, ſteilen, ſteifen Augen, die glotzen, und die Kraft des jähen, heftigen Kinnes zeigen Trotz und Größe.

Ich bringe einen Brief von Sawa, der mich empfiehlt und ſage meine Wünſche.

„Über den Antiſemitismus will ich Ihnen ſehr gern meine Meinung geben. In eigentlich politiſchen Fragen müßte ich es verweigern. Das Interview iſt ſonſt nicht in meinen Gewohnheiten. Ich habe allen Verſuchen Ihrer franzöſiſchen Kollegen immer zu entwiſchen gewußt. Sie verdanken es bloß Sawa, den ich für ſein großes und mutiges Talent herzlich liebe, daß ich eine Ausnahme mache. Es giebt nämlich bei mir nichts zu interviewen. Ich verſtecke ja meine Meinungen nicht. Sie ſind in meinen Manifeſten. Und indem ich ſeit vielen Jahren gewohnt bin, öffentlich zu denken, wird jede andere Frage entbehrlich.“

„Aber über den Antiſemitismus haben Sie noch nie geſprochen.“

„Weil es in Spanien keinen giebt! Es giebt keinen Antiſemitismus, weil es keine Juden giebt — leider! Die Vertreibung der Juden iſt der größte Frevel an unſerem Lande geweſen, ein unverzeihliches Verbrechen an der Zukunft unſeres Volkes. Mit den Mauren hat man die Kultur vertrieben, mit den Juden die Induſtrie, den Handel, alle Mittel der bürgerlichen Wohlfahrt. Dieſer ſelbſtmörderiſchen Wut ſchulden wir das unſägliche Elend unſeres Volkes. Nur wenige ſind damals geblieben, und dieſer ſchwache und geringe Reſt iſt ganz in den anderen verſchwunden. So fehlt bei uns jede Bedingung des Antiſemitismus den ich übrigens, aufrichtig geſtanden, niemals begriffen habe. Daß Jemand heute noch ſich religiös begeiſtern und aus religiöſen Trieben haſſen kann, das iſt mir ein Rätſel. Es ſcheint mir ſo ſehr eine Verleugnung aller Kultur, aller Vernunft, alles Rechtes, überhaupt des modernen Geiſtes und unſerer ganzen Zeit, daß ich gar kein Wort der Entrüſtung finde, das ſtark genug wäre. Es iſt eine Schande, ohne Beiſpiel, die ein unverlöſchliches Mal an unſerem Geſchlechte laſſen wird. Daß es heute überhaupt noch möglich iſt, daß man ſich nicht ſchämt, antiſemitiſch zu empfinden, und daß man mit einem Striche die ganze Arbeit der Vergangenheit und alle Errungenſchaften des Geiſtes

tilgt — man möchte an der Menſchheit verzweifeln. Ich finde es abſurd, erſt Gründe gegen den Antiſemitismus zu ſuchen. Er richtet ſich ſelbſt. Wer überhaupt fähig iſt, ſeiner wüſten Hetze zu folgen, muß krank, muß geiſtig entartet ſein und hat jedes Recht verwirkt, in ernſten Fragen vernommen zu werden."

27.

Henri Rochefort.

Rochefort hat neulich einmal Zola ein bischen gezauſt und Zola, der vielleicht ein großer Künſtler, aber gewiß ein kleiner Menſch iſt, verträgt das gar nicht. Es gab Streit, die Preſſe hetzte und ſo wurde eine Woche wieder das Problem geprüft, das nun bald dreißig Jahre die Pariſer reizt: ob der Mann der „Laterne“ nur ein politiſcher Klown, in den Pauſen der Geſchichte, oder ein ehrlicher, wirkſamer Wert in der Entwicklung des Landes iſt. Viele redeten, aber niemand konnte es löſen.

Zola hat geſagt: „Ich kenne ihn als einen amüſanten Menſchen, einen Geſellſchafter ohnegleichen, einen unwiderſtehlichen Plauderer; aber was mich an ihm immer verwundert hat, das iſt ſein Blick: dieſes naive, nichtige, leere Auge. Sein Kopf ſcheint mir wie eine leere Schelle, welcher die Klingel fehlt. Gewiß — er hat ohne Zweifel Talent. Er iſt jemand.

Er ragt über das Dutzend. Aber prüfen wir doch sein Leben, seine Arbeit seit zwanzig Jahren, das Werk, das hinter ihm ist! Was hat er geschaffen? Nichts als Boulanger, der sicher dem Vaterlande nicht zum Heile war. Was wird von ihm bleiben? Nichts als seine Schule von gobeurs, wie diese Millsvoye und Ducret, welche nach jeder Verleumdung, nach jedem lächerlichen Zettel haschen, den irgend ein Betrüger gestohlen hat, um nur um jeden Preis täglich einen neuen Skandal zu führen!"

Daudet hat gesagt: „Ich begreife Zola nicht. Mir ist Rochefort der feinste Geist, den ich heute kenne. Sein Auge soll leer sein? Ich finde es tief und finde, daß es auf den ersten Blick eine gewaltige, ungewöhnliche Natur verrät. Er hat ein enormes Talent und ein unerschöpfliches Talent, das sich in ewiger Jugend immer erneut. Ich lese ihn täglich und seine Kraft, sein Witz, seine Leidenschaft versagen, ermatten nie. Was würden ihn auch sonst jeden morgen alle Deputierten in der Kammer, alle Senatoren im Senate lesen? Es geschieht, weil er mit seiner reichen Kenntnis der Menschen und der Dinge, mit seiner großen Erfahrung immer die Wahrheit trifft. Keiner kennt wie er jede Klasse der Gesellschaft, alle Lagen des Lebens. Er hat auf dem Boulevard gelebt, er hat unter dem Adel gelebt, er hat mit Künstlern gelebt, er hat Komödien geschrieben, er hat Romane geschrieben, ganz famose, unvergleichliche Romane, er war im Gefängnis, er

war im Bagno, er war in Neu-Caledonien — und jetzt ist er wieder verbannt! Und welche Grazie er hat, das Ernste gallisch heiter zu sagen — welchen Mut, den keine Gefahr, keine Not, keine Drohung beugt!"

Lemaître hat schon früher einmal über ihn geschrieben, in seiner fraglichen, zweifelhaften, verzichtenden Weise, die lieber sucht als finden will. Er nennt ihn einen cas moral des plus intéressants et des plus irritants á la fois, par l'impossibilité où l'on est d'y voir clair jusque au fond, und zieht allerhand Vergleiche, Beispiele, Kategorien auf ihn, die doch alle nicht recht sitzen. Ein Meister jener Ironie ohne Rast, Leidenschaft und Wahl, welche „blague" heißt, ein Vaudevilliste, ein unversöhnlicher Feind der Herrschaft und der Ordnung, der die wildesten Instikte von der Straße ruft, ein Apostel der Not, der ein König des Boulevards ist, ein Revolutionär, der den Marquis nicht vergessen kann, wie einer jener räuberischen Ritter und geadelten Banditen, die sich einst aus Zorn, aus Dünkel, aus kriegerischer Lust gegen jede Macht empört — zwischen solchen Worten tappt er. Nichts will den bizarren Spötter decken und Widersprüche bleiben.

Vielleicht dürfte man sie anders lösen. Man sollte nur nicht vergessen, daß er ein Künstler ist — freilich nicht in Marmor, Farben oder Worten, sondern in lebendigen Menschen. Maurice Barrès, der ihn bewundert und liebt, hat ihn mir einmal

als einen unvergleichlichen manieur d' hommes gerühmt, und er hat ſelber einmal gedroht: „Je ferai descendre des faubourgs, quand je voudrai, deux cent mille hommes.“ Vielleicht ſollte man ihn alſo aus einer ſolchen Künſtlerſchaft des Lebens erklären, welche in den Menſchen, ſtatt in Tönen und Malereien, ihre Träume, ihr Geſicht der Welt geſtaltet, was man ja wohl jetzt einen Übermenſchen nennt, wenn das wunderliche Wort überhaupt einen Sinn haben ſoll.

Er wohnt im Regents Park und das tiefe freie Grün der engliſchen Landſchaft rauſcht in das zierliche und feine Roccoco des üppigen Salons. Draußen zwitſcherts von den breiten vollen Bäumen. Aber hier flirren, huſchen aus Figürchen, Büſten, Vaſen flinke Schimmer wie von Tänzen lächelnder Marquiſen.

van Beers hat ſeinen fahlen, hämiſchen, burlesken Schädel einmal gemalt, dem die freche Zacke des ſteilen weißen Schopfes über der jähen Stirne was phantaſtiſch Lächerliches, einen unheimlichen Spaß, wie von einem karrikierten Don Quixote giebt. Seltſam iſt das Auge: gierig, lauſchend, ſpionierend, wie ein Schwamm, der ſaugt, in ſich zieht, nichts aus ſich läßt, wie ein Blutegel, wie ein Vampyr. Man fühlt, daß man nichts aus ihm locken, nichts vor ihm verſtecken kann.

Er redet wunderlich: auf den nächſten Gedanken los, den er wuchtig packt und in große Sätze faltet,

um gleich andere Launen wieder zwischen sie zu schieben, die er gleich wieder verläßt, um gleich wieder auf sie zu kommen. So dreht sich seine Rede im Kreise. Ihr fehlt die helle, leichte, sichere Ordnung seiner Schrift.

„Vor allem: Ich bin leidenschaftlicher, fanatischer Antisemit. Aber ich verwerfe jeden religiösen Antisemitismus. Der ist dumm und blöd. Ich bin Atheist. Der Glaube interessiertmich nicht. Die Religion wirkt nicht auf mich — ich bin immer so gewesen, von Kindheit auf. Das liegt an meiner Erziehung, da es in meiner ganzen Familie keinen Glauben gab — mein Vater war ein strenger Voltaireaner. Die Frage hat auch mit der Religion nichts zu thun. Man braucht kein Christ zu sein, um gegen die Juden zu sein. Ich war 1871 im Gefängnis mit Muselmännern zusammen, die die Juden grimmig haßten. Der ganze Aufstand der Araber geschah damals nur, weil Cremieux die Juden naturalisierte — seit jenem Drekret ist der Fall von Algier unaufhaltsam; es verkommt mit jedem Tage mehr. Also: Nach der Religion frage ich nicht, in meiner Familie fehlt der religiöse Sinn — ich wurde erst mit elfeinhalb Jahren getauft, um in die Schule zu gehen — meine Tochter gar nicht und meine Enkelin auch nicht. Aber ich bin Antisemit, weil ich sehe, wie die Juden sind. An allen großen Katastrophen meines Volkes sind die Juden schuld. Und das ist immer in allen Ländern so gewesen, und alle Völker sahen sich gezwungen, sich gegen die

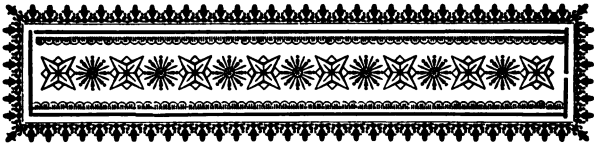
Juden zu verteidigen und zu schützen. Sehen Sie z. B. die spanische Inquisition — die meisten Leute wissen gar nicht, daß sie ursprünglich gegründet wurde, nach der Herkunft der jüdischen Reichtümer zu forschen. So giebt es hundert Beweise, daß der Jude immer für ein bedenkliches und gefährliches Wesen galt. Die Juden sind käuflich, die Juden sind bestechlich, die Juden sind Wucherer. Sie haben im Blute ein Prinzip, das sie treibt und drängt alles an sich zu reißen. In der Not kriechen sie. In der Macht sind sie unerbittlich. Darum bin ich Antisemit. Die religiösen Gründe finde ich läppisch. Ich verabscheue den Katholizismus. Aber betrachten Sie Panama, die Kupfergeschichte, alle großen Skandale — überall Juden! Sie dringen überall ein, sie halten sich überall. Napoleon hat eine Menge Könige gemacht, die alle wieder verschwunden sind — nur die Juden Bernadotte sind auf dem Throne geblieben. Sie haben ein unglaubliches Talent, über Nacht reich zu werden — der Baron Spitzer mit der berühmten Sammlung, die jetzt versteigert wird und auf fünfzehn Millionen geschätzt ist, hat als ganz armer Teufel angefangen. Und sie entwischen aus den heikelsten Gefahren — der Herr Cornelius Herz, der Clemenceau allein über drei Millionen gegeben hat, sitzt jetzt vergnügt in Bornemouth, gesünder als wir zwei, Sie und ich, zusammen, und weiß, daß ihm nichts geschieht. Sehen Sie: solche Dinge — die machen den Antisemitismus! Daher

kommt es, daß man ſich in allen Ländern und zu allen Zeiten immer gegen die Juden empört hat. Das iſt der Grund der ganzen Frage."

„Aber wie denken Sie ſich ihre Löſung?"

„Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ich keine Ausnahmegeſetze gegen die Juden will. Das würde gegen alle Forderungen des modernen Geiſtes ſein. Das Prinzip des gleichen Rechtes für alle darf nicht geſchmälert werden. Ich verlange nicht, daß beſondere Geſetze für die Juden gelten ſollen, ich verlange nur, daß die Geſetze, welche für die anderen gelten, mit der gleichen Strenge auch auf die Juden angewendet werden — nicht bloß, wenn es dem Rotſchild paßt, der heute alles nach ſeiner Laune entſcheidet. Ich bin nicht gegen das gleiche Recht der Juden, ſondern ich bin für das gleiche Recht der anderen. Man ſoll auch einen Juden ſtrafen, wenn er ein Betrüger iſt. Das iſt das einzige Mittel, ihre Herrſchaft zu brechen — ihre Herrſchaft in allen Unternehmungen, in der Preſſe, in der Geſellſchaft. Sehen Sie z. B. Leſſeps — ich kenne Leſſeps ſehr genau; an dem ganzen Panama ſind nur die Juden ſchuld, mit ihrer unerſättlichen Gier, aus jedem Geſchäfte zu profitieren. Heute könnte man auch Suez nicht mehr machen, weil der Hunger der Juden jede Unternehmung frißt. Und ſehen Sie die Preſſe — es giebt keine franzöſiſche Preſſe mehr: es iſt alles in den Händen der Juden. Deswegen, nicht aus thörichten religiöſen Gründen, die ich verwerfe, bin

ich Antiſemit. Von jenem reaktionären Antiſemitismus, der Geſetze gegen die Juden verlangt, will ich nichts wiſſen. Ich kämpfe nur gegen die Herrſchaft der Juden. Hier auf dieſem Seſſel da iſt Cornelius Herz geſeſſen und hat mir geſchworen, wenn ich ſeinen Propoſitionen folgen würde, in zwei Tagen das Ende meiner Verbannung zu erwirken — die Miniſter ſelber würden perſönlich kommen und mich feierlich holen. Ja, das ſind Zuſtände, die ich unerträglich und unhaltbar finde. Dagegen muß ſich jeder geſunde Sinn empören."



28.

Sir Charles Wentworth Dilke.

Charles Wentworth Dilke ist der Enkel des großen Publizisten, der das „Athenaeum“ und dann mit Dickens die „Daily News“ gründete, und ist der Sohn des eifrigen Unternehmers, der 1847 mit Cole und Russell die erste Ausstellung der englischen Industrie und vier Jahre später die erste Weltausstellung schuf. Er wurde im Jahre 1868, fünfundzwanzig Jahre alt, in Chelsea gewählt und zeichnete sich durch seine Kenntnis der auswärtigen Fragen, die er langen Reisen durch Egypten, Indien, Australien, Californien und die vereinigten Staaten dankt, und durch seine republikanische Gesinnung aus, die er auch nach seiner Niederlage bei den Wahlen von 1874 in einem frechen, satirisch verwegenen Pamphlet über den „Fall des Prinzen Floreſtan von Monaco“ bekannte. 1880 trat er in das Kabinet Gladstone und erneuerte den Vertrag über den Handel mit

Frankreich. Ein britisch widerlicher Skandal stürzte ihn, als er von einem Hahnrei gerichtlich geklagt wurde. Doch wußte er seine Geltung in der liberalen Partei zu behaupten und sich durch den unermüdlichen Kampf gegen die auswärtige Politik Salisburys, besonders in der egyptischen Frage, bald wieder in die öffentliche Achtung zu stellen.

Er ist groß und stattlich, mit vollen, breiten und gesunden Zügen, mit einer freien, heiteren Kraft in allen Gesten, mit den Allüren eines Reiters und Jägers, der richtige englische Junker, der er doch im Geiste gar nicht ist, etwa wie Pochwalski den Fürsten Starhemberg gemalt hat.

„Für mich existiert die Frage nicht, weil sie in unserem Lande nicht existiert. Hier giebt es keinen Antisemitismus, weder in der Gesellschaft noch im Volke. Höchstens in Whitechapel draußen kann man vielleicht bisweilen Äußerungen hören, die antisemitisch klingen. Dort ist ein starker Haß gegen die jüdischen Einwanderer aus Rußland. Das hat aber mit der Politik nichts zu schaffen. Das ist nichts als Neid, der nicht dem Juden, sondern dem Konkurrenten im Geschäfte gilt. In der Gesellschaft ist nicht die leiseste Spur — wir haben keinen Antisemitismus."

„Und Sie glauben, daß Sie ihn niemals haben werden?"

„Niemals ist ein großes Wort. Wenn man in der Politik niemals sagt, geschieht es gewöhnlich

morgen. Aber dennoch — ich kann es mir nicht denken. Mir ſcheint der Antiſemitismus in England unmöglich. Uns fehlen alle Bedingungen. Wir müßten unſere ganze Geſchichte, unſere Kultur, alle ſelbſtverſtändlichen Gewohnheiten verleugnen. Ich glaube: wir ſind vor ſeiner wüſten Hetze ſicher."

„Und was hält man hier von dem kontinentalen Antiſemitismus?"

„Aufrichtig geſtanden, man kümmert ſich eigentlich nicht um ihn. Er ſcheint uns wunderlich und gewiß nicht zur Ehre von Frankreich und Deutſchland. Aber wir können uns doch nicht denken, daß er irgend eine Geltung für die europäiſche Geſchichte gewinnen wird. Wir halten ihn für eine Krankheit, die von ſelber wieder verlöſchen muß, wenn ihre Kraft erſchöpft iſt."

29.

James Arthur Balfour.

Der Neffe Salisburys. Seit 1874 in der Kammer, 1886 Miniſter für Schottland. Durch ſeine Härte gegen die Iren berüchtigt.

Auf den Brief, der ihn um ſeine Meinung über den Antiſemitismus fragt, antwortet er:

Dictatet.

4, Carlton Gardens, S. W.

Private. 5th June 1893.

My dear Sir,

I beg to acknowledge your letter of the 3rd fo June requesting an interview for the purpose of discussing the Jewish question in Europe. I should be glad to give you any assistance in your labours were it in my power to do so. But in truth there is no Jewish question in England at all and although the problems connected with immi-

gration from Russia and central Europe have excitet and still excite a good deal of attention in this country, this is not because the immigrands are Jews, but because they are paupers. Under these circumstances I fear you would not gain anything from the interview which you desire.

Yours faithfully
Arthur James Balfour.

30.

Henry Labouchère.

Von 1854 durch zehn Jahre in diplomatischen Diensten. Seit 1864 in der Kammer. Mit Bradlaugh der Führer der radikalen und der republikanischen Gesinnung. Der treueste Gehilfe der irischen Politik von Gladstone. Man zweifelte nicht, daß er in sein Kabinet gerufen würde. Aber die Königin haßt ihn unversöhnlich, weil er oft im „Truth", der ihm gehört, dem Hofe lästige Wahrheiten sagt.

Er schreibt mir:

„Ich komme leider erst Ende des Monats nach London zurück. Auch könnte ich Ihnen kaum nützen. Ich habe mich niemals mit der „Jüdischen Frage" beschäftigt. Ich lasse sie überhaupt nicht zu, weil es mir unmöglich ist, in einer Verschiedenheit der Religion irgend eine Frage zu sehen. So habe ich über sie gar keine Meinung."

31.

Annie Beſant.

Annie Beſant, die tapfere Freundin des Bradlaugh, die jetzt, ſeit dem Tode der Blavatsky, die buddhiſtiſche Gemeinde leitet, hat einmal in einer ſanften, milden und lieblichen Schrift erzählt, wie ſie Theoſophin wurde, die doch erſt gläubig, dann eine fanatiſche Botin des Materialismus war. Aber ſie wußte endlich anders den Drang der tauſend Zweifel, der ewigen Rätſel nicht zu löſen, als durch das heilige Geſetz der Karma, daß jedes menſchliche Leben durch Verdienſt und Schuld eines vergangenen beſtimmt und ſelber in Verdienſt und Schuld wieder die Beſtimmung eines künftigen iſt. Und erſt in der ſtillen, ergebenen Zucht zur Läuterung, unter dem Beiſpiel der großen Meiſter, bis das Thieriſche verſtummt und die heimlichen Stimmen aus dem Gemüte reden, hat endlich ihr raſtloſer Geiſt Verſöhnung, Frieden gefunden.

Buddhismus, Theosophie — viele erschrecken schon vor den Worten und denken gleich an wüsten Spuk. Sie sollten einmal nach dem Hauptquartiere der Theosophical Society in der Avenue Road, am Rande des Regents Park. Es sind zwei helle, enge Häuschen, zwischen Rosen und Syringen, Käfer surren, Falter flattern, der Wind biegt die Zweige, heitere Fülle rauscht. Man kommt in einen kurzen Salon, dem fremde Bronzen, Bilder von wunderlichen, bleichen und verzückten Köpfen und die bunte Lust japanischer Zierden eine feine und bizarre Weihe geben. Man vergißt die breite, braune Öde der englischen Wohnungen, wo man sich immer wie im Orient-Expreß fühlt.

Mead empfängt mich, der Generalsekretär der Gesellschaft. Hager, schmal, leise, mit matten, zagen, ängstlichen Gesten, mit weichen, nur ein bischen ironischen Reden, mit einer fahlen, dünnen, blutlosen Miene, die karge, rötliche Fransen rahmen, wie einer von den kranken Prinzen des Velasquez. Er sagt mir das Programm der Gesellschaft, die den 17. November 1875 in New-York gestiftet wurde. Sie setzt sich drei Ziele: eine große Bruderschaft aller Menschen zu bilden, unbekümmert um Rasse, Glauben, Geschlecht, Kaste und Farbe; die Kenntnis der orientalischen Litteraturen, Religionen und Philosophien zu fördern; und nach den unbekannten Gesetzen der Natur und der seelischen Kräfte zu forschen, welche heimlich im Menschen sind.

„Sie sehen, da ist gar keine Spur von Hexerei und Satanismus. Im Gegenteil — wir sind immer ein bischen skeptisch gegen hysterische Jünger, welche die nervöse Freude an geheimen schauerlichen Reizen zu uns bringt — daher der Zwist mit den Franzosen. Und Sie finden da auch gleich die Antwort auf Ihre Frage: es kann für uns keinen Antisemitismus geben. Jeder Glaube, jede Rasse gilt uns gleich. Wir suchen das Ewige hinter den vergänglichen Formen."

Er führt mich in den Saal, wo sie ihre Feste halten, mit strengen Zeichen aus allen Religionen, zeigt mir ihre Schriften, Bücher, Revuen in der großen Bibliothek, wo Schmiechen das düstere, schwere, schmerzliche Haupt der Blavatsky gemalt hat, und bringt mich zur Besant.

Sie ist klein, schmächtig, scheu, von linkischer, gedrückter Weise, ärmlich in Haltung und Geste, die triste Miene unter kurzen, weißen Stutzen. Sie trägt sich, verächtlich gegen Putz und Mode, geflissentlich kahl und nüchtern, wie man die englischen Gouvernanten zeichnet. Aber die tiefen, kindlichen, grauen Augen leuchten.

„Wir sind natürlich gegen den Antisemitismus. Jede Bewegung gegen eine Rasse oder einen Glauben erscheint uns ungerecht und thöricht. Übrigens glaube ich, daß man ja überhaupt in England eigentlich von Antisemitismus nicht sprechen kann. Es giebt keinen. Was etwa bisweilen so klingt, hat im

Grunde nichts mit den Juden zu thun. Es ist bei den einen der Haß gegen die großen Mächte an der Börse; bei den anderen, in Eastend draußen, wo man die russische Einwanderung nicht mag, ist es die Furcht vor der billigen Arbeit, die die Preise verdirbt — ähnlich wie in Amerika die Hetze gegen die Chinesen. Da nun diese Beschwerden nichts treffen, das ausschließlich jüdisch wäre, dürfen wir uns wohl rühmen, daß unser Land keinen Antisemitismus kennt."

32.

Sidney Whitman.

Der Freund Bismarcks, der das „Imperial Germany“ und „The Realm of the Habsburgs“ geſchrieben hat, einer von den großen Vermittlern zwiſchen den Völkern und Phöniziern des Geiſtes, wie Hillebrand, Georg Brandes und Juan Valera, welche die Grenzen der eigenen Nation verlaſſen, mit Liebe in die anderen dringen und das Menſchliche aus ihnen holen, das im Wechſel der Formen unabänderlich gleicht.

Eine ſtille Stube, mit jener breiten, dunklen Behaglichkeit des britiſchen Geſchmackes. Stiche von Whiſtler, Bilder von Lenbach; eines mit dem lakoniſchen Vermerk: „Mißlungen“ — Franz von Lenbach. Allerhand Erinnerungen an Bismarck und Moltke. Und wenn er erſt ſeine Mappen öffnet, defilieren alle Namen Europas. Er reiſt nicht, wie

die anderen, Straßen und Bauten und bloß die Körper der Länder zu ſehen, ſondern weiß die mächtigen Führer zu treffen, welche das Schickſal und den Geiſt der Völker entſcheiden.

Er beſtätigt mir, daß England keinen Antiſemitismus kennt, und er glaubt nicht, daß ſich das ändern wird. Über den kontinentalen Antiſemitismus hat er ſelber neulich in einer engliſchen Monatsſchrift geſchrieben. Er wiederholt mir die wichtigſten Sätze.

„Wer die Bewegung erkennen will, muß den Antiſemitismus von den Antiſemiten trennen. Die Antiſemiten ſind meiſtens unverläßliche und wenig erfreuliche Leute. Sie flunkern mit allerhand Behauptungen, die ſie vor Gericht dann nicht beweiſen können, und verleumden. Es fehlt ihnen an der Ethik der Genauigkeit. Dennoch folgen ihnen viele, weil ſie inſtinktiv fühlen, daß im Antiſemitismus etwas ſteckt. Das ſollten die Juden nicht verkennen und ſollten begreifen, daß der Haß gegen das Judentum ſich mit einer großen Achtung vor dem einzelnen Juden ſehr wohl vertragen kann. Sie müßten vielmehr ſelber die Schäden ſuchen, die gegen ſie reizen. Es würde ſich dann vielleicht zeigen, daß ſie gar nicht in den Juden, ſondern in der modernen Entwicklung liegen. Daß man heute Geld nicht „verdient“, ſondern „gewinnt“, daß nicht der Schöpfer einer Sache gilt, ſondern der „Macher“, der ſie „lancirt“ oder „pouſſiert“, daß der Schwindel über

die Arbeit ſiegt, iſt das ausſchließlich jüdiſch? Der Jude iſt nur ein bequemes und deutliches Beiſpiel. Aber wenn die Bewegung ernſtlich wirken ſoll, dann wird ſie ſich von den Juden weg gegen alle ſittliche Gefahren wenden und eine ethiſche Läuterung der öffentlichen Dinge verlangen müſſen."

33.

Timothy Healy.

Seit dem Tode des Parnell führte der Abgeordnete von Longford die Iren, und jetzt werden wir ihn wohl bald als irischen Minister sehen.

Klein und spitz: ein schmaler brauner Bart mit grauen Fäden, ein feines, dünnes Näschen mit nervösen Flügeln, winzige, sanfte, kluge Augen unter der runden Stirne. Dabei eine schwere, wichtige, umständliche Würde in den Blicken, in den Gesten, die an dem niedlichen Figürchen lustig wird, wie wenn ein flinkes Eidechslein steif und gravitätisch wäre. Er merkt das wohl selbst, und es scheint ihn, wenn man den huschenden Schimmern in den scharfen Furchen um den Mund vertrauen darf, sehr zu vergnügen.

„Irland kennt keinen Antisemitismus, und es hat ihn niemals gekannt. Die katholischen Iren rechnen es sich zur Ehre, daß man unter ihnen die

Juden niemals verfolgte. Wenn man in den letzten Jahren antiſemitiſche Spuren zu merken glaubte, ſo war das doch nur in der niedrigſten Bevölkerung, und es hatte ſeine beſonderen Gründe. Die Juden, welche aus Rußland kommen, ziehen als Hauſierer durch das Land, gewähren den kleinen Leuten Kredit, und da giebt es denn natürlich immer Prozeſſe. In einem ſolchen hat ein Richter, durch das Hin- und Herlügen der Parteien erboſt, die unbeſonnene und ärgerliche Äußerung gethan: Den Juden glaube ich überhaupt nichts mehr! Das war nun den Engländern wieder ein willkommener Anlaß, uns zu ſchmähen und gegen uns zu hetzen. Die Sache wurde furchtbar aufgebauſcht und ausgenützt, um uns der Intoleranz und des religiöſen Fanatismus und aller möglichen Laſter zu beſchuldigen. Aber in Wahrheit kann doch wohl ein einzelnes Wort, unbedacht und im Zorn geſprochen, gegen ein ganzes Volk nichts beweiſen, und wie geſagt: wenn man Neigungen bei uns fände, die ſich antiſemitiſch deuten ließen, ſo wäre das doch höchſtens nur etwa im Pöbel — das Bürgertum weiß nichts von dieſer Verirrung. Es iſt duldſam und gerecht. Es hat für die Juden Sympathie und Verehrung. Es bewundert ihre unvergleichliche, wahrhaft fürſtliche Wohlthätigkeit, die Millionen verſchenkt, wie wir einen Penny geben. Jeder Gebildete würde ſich ſchämen, gegen ihre Raſſe oder ihren Glauben etwas zu ſagen. Daß es Neider ihrer Macht, ihres Reichtums, ihrer verwegenen

Unternehmungen giebt, wer wollte das leugnen? Daß man ſich oft einen Scherz erlaubt, der ein bischen boshaft ſcheint; — aber das ſind doch nur müßige Plaiſanterien. Einen ernſthaften Antiſemitismus giebt es weder bei uns, noch in England, und ich hoffe, daß auch die Zukunft das nicht ändern wird."

34.

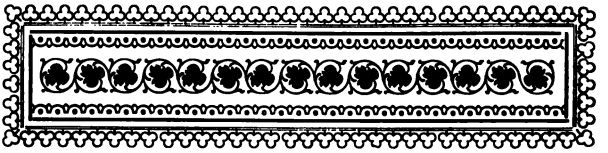
Paul Janſon.

Der Führer der belgiſchen Radikalen, der große Redner von Republik und Sozialismus, der Unermüdliche für das allgemeine Wahlrecht — membre de la chambre des représentants — und natürlich Advokat wie jeder Belgier, der ein bischen was ſein will.

Er iſt klein, breit und beweglich. Die Backen, der Mund ſcheinen von der harten, ſchweren, maſſiven Stirne verſchoben, gepreßt, erdrückt. Die jähe krumme Naſe, wie ein Schnabel, und der Kamm von langen, grauen Strähnen geben ihm was Streitbares, Rabuliſtiſches, wie Meixner den Vanſen ſpielte. Raſche geſchäftige Geſten, wie ſie die Übung vieler Verhandlungen bringt, in der Art des Clémenceau. Knapp, ſpitz, haſtig in Rede und Geberde.

„Wir kennen keinen Antiſemitismus. Zwar hat mein Kollege, Herr Edmond Picard, ein feiner, verdienſtlicher Kopf, der nur immer nach den neueſten Paradoxen jagt, eine Conférence über den Antiſemi-

tismus gehalten, die heftig gegen die Juden hetzte, und ein anderer Kollege, der Abgeordnete Robert, hat sie in einer anderen Conférence gegen seine ungerechten Klagen verteidigt. Aber das Publikum kümmert sich um den ganzen Streit nicht. Es versteht, daß man sich gegen die Exzesse der Spekulation gegen die Auswüchse des Kapitalismus, gegen die Agiotage wehrt, aber von einem Hasse gegen eine Rasse, gegen einen Glauben will es nichts wissen. Man staunt, daß solche Dinge, wie sie die französischen Antisemiten treiben, heute überhaupt noch möglich sind, und kann sie sich gar nicht erklären. Ich persönlich bin ein unbedingter Gegner jeder Art von Antisemitismus. Ich finde ihn schändlich, ungerecht, empörend. Wenn man sich vorstellt, daß es in unserem Jahrhundert noch so etwas wie die Verfolgungen der russischen Juden geben kann — es ist eine Schmach für die ganze Zeit. Aber wie gesagt: unser Land kann sich rühmen, daß es von ihr nichts weiß. Auch in der klerikalen Partei finden Sie kein Symptom irgend einer Feindschaft gegen die Juden. Ich will ja durchaus nicht das Lob der Klerikalen singen, aber sie achten eben die öffentliche Meinung und fügen sich den Sitten, die sie einmal als unüberwindlich erkennen. Und unüberwindlich ist bei uns die Freiheit des Gewissens, die Duldung der fremden Konfession und der Respekt vor jeder Überzeugung. Das sitzt im Volke so fest und tief, daß es keine Partei giebt, die antisemitische Versuche wagen würde."



35.

Edmond Picard

Man hört hier ſeinen Namen oft, ob über Politik oder Kunſt geredet wird. Er kommt immer wieder. Er iſt der Refrain aller Geſpräche. Wenn die Leute erzählen, daß eine Meinung, eine Mode im Lande unbekannt iſt und keinen Anhänger hat, dann ſchließen ſie jedesmal: „Außer natürlich Edmond Picard!“ Das wird vergnügt und liſtig geſagt, und alle ſchmunzeln. Und dann erinnern ſie ſich, daß ein Fremder da iſt, und verſichern: „Übrigens er iſt doch der feinſte und geſcheiteſte Kopf, den wir haben — nur eben ein bischen verrückt.“ So hört man, daß ſein Geiſt von allen verehrt wird, aber niemand nimmt ihn ernſt; man bewundert ſein Talent, aber eine Sache, die er führt, iſt immer ſchon verdächtig. Er iſt Advokat, Juriſt und Dichter. Als Verteidiger aus den Prozeſſen T'kindt und Peltzer berühmt und auch über die Heimat hinaus, da er einmal in Paris

plaidierte, wo ſein Landsmann Camille Lemonnier für eine Novelle im „Gil Blas“ als Pornograph verfolgt wurde. Der erſte Theoretiker des belgiſchen Rechtes — in zahlloſen Broſchüren und in den neununddreißig Bänden der Pandectes Belges. Als Dichter der Liebling der „Jungen“ — man muß nur hören, wie dankbar, treu, begeiſtert Maeterlinck von ihm ſpricht. Er leitet das Journal des Tribunaux und l'Art Moderne.

„Ich beſchäftige mich mit der Judenfrage ſeit meiner Reiſe durch Marokko. Dort iſt mir erſt der Unterſchied zwiſchen der jüdiſchen und den europäiſchen Raſſen aufgefallen. Nun habe ich unermüdlich geforſcht — nicht wie Drumont, der blos Anekdoten ſammelt, ſondern ich ſuchte die Prinzipien des jüdiſchen Volkes in ſeiner Geſchichte, die Dominante der ſemitiſchen Seele. Ich bin zu dem Schluſſe gekommen, daß es eine große Gefahr iſt, den Juden die Freiheit zu laſſen, die doch eine ganz andere Pſychologie, eine ganz andere Art zu denken und zu fühlen haben als wir, auch wenn ſie unſere Tracht und unſere Sitten nehmen, und die mit ihrer wirtſchaftlichen, politiſchen und journaliſtiſchen Macht verderblich wirken. Das glaube ich in meinem Buche über die „Synthèse de l'Antisemitisme“ und in meinen Konferenzen bewieſen zu haben. Das religiöſe Moment bedeutet nichts. Aber es iſt ihnen gelungen, durch ihr Geld die Herren Europas zu werden und gegen dieſe fremde Herrſchaft ſollten ſich,

meine ich, die Auchtochthonen wehren. Das ist das Ergebnis meiner Forschungen. Aber freilich stehe ich einstweilen noch ganz allein. Niemand hat den Mut, antisemitisch zu werden, weil es sich niemand mit der jüdischen Macht verderben will. Daher kein antisemitisches Buch, keine antisemitische Zeitung, keine antisemitische Partei — ja außer mir überhaupt kein Antisemit. Aber ich zweifle nicht, daß die jüdische Wirtschaft doch am Ende die Geduld des Volkes erschöpfen wird. Erst in der letzten Zeit hat ein Ereignis manchen stutzig gemacht — die Enthüllungen Richards, in der Kammer, über die argentinischen Werte in Belgien. Solche Verbrechen an den Massen werden doch nach und nach die Leute zur Erkenntnis der jüdischen Gefahren bringen, wie in den anderen Ländern. Daß das bei uns erst so spät geschieht, wird aus der Geschichte des Landes erklärlich, aus dem langen Kampfe zwischen den Katholiken und Liberalen: man betrachtete jede Kritik der Juden als eine Probe religiöser Intoleranz; man verteidigte und schützte sie, um zu beweisen, daß man gegen den Katholizismus und Freidenker war. Diese Anschauungen herrschen noch immer. Aber seit die jüdische Frage immer mehr einen sozialen Charakter nimmt und die Gefahr wächst, daß alle öffentliche Gewalt mit der Zeit an Menschen einer fremden Rasse ausgeliefert werde — da kann man wohl erwarten, daß auch unser Land nicht zögern wird, dem Beispiele der anderen zu folgen. Dann wird man

endlich die Augen öffnen und die Wirkungen der Juden erkennen, dieſer Paraſiten, die ſich immer bereichern, ohne je etwas zu ſchaffen. Man entgegnet mir freilich, daß ihre Zahl gering iſt, daß wir in der Kammer gar keinen und im Senate einen einzigen Juden haben, Herrn Levi, den Nachfolger des Herrn Biſchofsheim, der auch Jude war, daß die Preſſe keineswegs jüdiſch iſt — und derlei mehr. Aber wenn ihre Zahl gering iſt, ſo iſt ihre Macht deſto größer, und ſie herrſchen in allen großen Geſchäften, mit einem unermüdlichen Eifer, alle chriſtlichen Unternehmungen zu verdrängen, was ihnen denn auch immer beſſer gelingt. Schon vor zwanzig Jahren hat der Graf Langrande-Dumonceau die Loſung ausgegeben, das Kapital zu verchriſtlichen. Er hatte kein Glück, und Herr Biſchofsheim konnte nach ſeinem Falle ſagen: „Sie ſehen — das Kapital verchriſtlichen heißt, ein Kreuz darüber machen!“ Seit dieſer Zeit iſt die finanzielle Kraft der Juden nur noch gewachſen und die Dinge werden täglich ärger. Das läßt mich hoffen, daß ſich das Volk doch endlich ermannen wird und der Tag nicht mehr fern iſt, wo ich nicht mehr die Ehre haben werde, der einzige Antiſemit in Belgien zu ſein.“

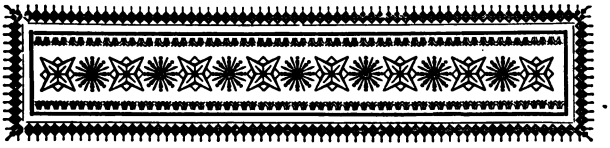
36.

Buls.

Der Bürgermeiſter von Brüſſel iſt groß, ſchlank, geſchmeidig, von der eleganten, freien Haltung eines Fechters und Tänzers, biegſam und geſchwind. Eine feſte Bürſte kurzer, weißer Haare; den Bart in franzöſiſcher Spitze. Die Naſe ſcharf, lang, hart; graue Augen, die alles fragen und nichts erwidern — ſchleichende Spione.

„Wir haben keinen Antiſemitismus. Für die Juden gelten vollkommen die nämlichen Geſetze, die nämlichen Rechte, die nämlichen Pflichten, wie für die anderen. Man merkt bei uns gar nicht, wer Jude und wer Chriſt iſt; man achtet nicht auf die Konfeſſion; und niemand hat den Wunſch das zu ändern. Miſchehen ſind häufig, und das iſt das beſte Mittel, alle Differenzen zu verwiſchen. Gelegentlich haben einige Hetzblätter der extremen Klerikalen verſucht, für den ausländiſchen Antiſemitismus Stimmung zu

machen. Sie mußten es aber bald wieder laſſen, weil ſelbſt in der katholiſchen Welt jede Neigung, jedes Verſtändnis fehlte. In unſerer alten Ariſtokratie, die ſtreng katholiſch iſt, verkehren die Juden von Stellung und Bedeutung ganz wie die anderen. Man ſieht bei uns auf den Menſchen, nicht auf die Raſſe oder den Glauben und die ganze Geſchichte, die ganze Erziehung, alle Gewohnheiten, Meinungen und Sitten unſeres Volkes bürgen, daß es ſo bleiben wird."



37.

Henrik Ibſen.

Henrik Ibſen ſchreibt mir aus Chriſtiania:

„Ueber den Antiſemitismus kann ich nichts ſagen, weil die ganze Bewegung mir völlig unverſtändlich und unbegreiflich iſt. Mit recht vielen Grüßen Ihr ganz ergebener Henrik Ibſen.“

38.

Björnsterne Björnson.

Ich habe an Björnsterne Björnson drei Fragen geschickt:

1. Giebt es in Skandinavien Antisemitismus?

2. Oder sind wenigstens Zeichen, daß es ihn künftig geben wird?

3. Was halten Sie von unserem kontinentalen Antisemitismus?

Er erwidert lakonisch:

1. Nein.

2. Nein.

3. Der Haß gegen den Kapitalismus ist auf Irrwege geraten.

Ich habe versprochen, einige Leute über den Antisemitismus zu hören; das ist geschehen; die Dokumente, wie „von dieser Frage die Gebildeten der verschiedenen Völker, der verschiedenen Staaten heute denken", sind gesammelt. Deutsche, Belgier, Briten, Iren, Franzosen, Spanier und Skandinaven wurden vernommen. Italien durfte ich mir schenken, da die Neue Freie Presse in dankenswerter Kollegialität dieses Stück meines Werkes auf sich nahm.

Ich fand die Frage in jedem Lande anders. Der deutsche Antisemitismus ist reaktionär, eine Revolte der kleinen Bürger gegen die industrielle Entwicklung, der „teutschen" Tugend gegen die Freiheit der Moderne. Der Pariser Antisemitismus ist revolutionär, gegen die Häufung des Geldes und gegen die Herrschaft der Reichen, indem er den Juden bloß als ein bequemes und wirksames Beispiel des Kapitalisten nimmt. In Spanien, England, Skandinavien giebt es keine Antisemiten. In Belgien giebt es nur einen.

Allerhand Gründe werden für und gegen den Antiſemitismus geführt. Aber ſie ſcheinen ohne Kraft. Meine Vermutung wurde beſtätigt, daß er vielmehr aus einer beſonderen Dispoſition der Nerven kommt, als eine hyſteriſche Begierde. Ergriffenheit durch eine Leidenſchaft, Sturm und Rauſch der Seele begehren viele. Weil ſie in dieſer verlaſſenen Zeit keine große Liebe finden, ſchlürfen ſie die Narkoſen des Haſſes. Man müßte nur ein Ideal für ſie ſuchen.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

Diese Interviews sind zuerst in der Wiener

„Deutschen Zeitung“

erschienen.

296
B15

ACTIVE INACTIVE

CALL NO. (Write Firmly)

296.
B151

VOL
YR
ED
COP

NOV 1 81975

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.